

# DIE ANFÄNGE DER UNIVERSITÄT IM MITTELALTER

## RÄUME UND ZENTREN DER WISSENSCHAFTSENTWICKLUNG

In der historischen Beschäftigung mit der Frühgeschichte der Universität geht es erstaunlich oft um die Frage, wo die älteste Bildungseinrichtung dieser Art zu suchen sei. Eine Internet-Enzyklopädie etwa vermerkt dazu: <sup>1</sup> „...there is some controversy regarding what is the world's oldest university between Takshashila, Nalanda and Al-Azhar University ... Students at Takshashila University, founded in Taxila, Pakistan (a part of ancient India this time) from around the 7th century BC, were given academic titles after graduating one of its many courses. Nalanda University, founded in Bihar, India from around the 5<sup>th</sup> century BC also gave academic titles to its graduates, while also offering postgraduate courses. Al-Azhar University, founded in Cairo, Egypt in the 9th century, offered a variety of post-graduate degrees, and is usually regarded as the first full fledged university.“ Nach Ausführungen über Einrichtungen des höheren Bildungswesens in Persien und China folgt der überraschende Satz: „The first European medieval university was the University of Magnaura in Constantinople (now Istanbul, Turkey), founded in 849 by emperor Bardas, followed by the University of Salerno (9<sup>th</sup> century), University of Bologna (1088), and the University of Paris (c. 1100), later associated by the Sorbonne name.“ Schlusslicht Europa – auf dem Hintergrund des traditionellen europäischen Geschichtsbilds eine sehr ungewohnte Sicht.

Ganz anders sieht diese Frage die aus einer Initiative der europäischen Rektorenkonferenz hervorgegangene „Geschichte der Universität in Europa“.<sup>2</sup> Der Herausgeber, Walter Rüegg, gibt dem von ihm verfassten ersten Kapitel den Titel: „Die Universität als europäische Institution“. Bei der Behandlung der Ursprünge formuliert er:<sup>3</sup> „Je nach der Bedeutung, die man dem Nachweis des einen oder anderen Strukturmerkmals zumisst, kann Bologna oder Paris als älteste Universität bezeichnet werden: Nimmt man die Existenz korporativer Institutionen schlechthin als Kriterium, gewinnt Bologna, wenn auch nur knapp. Denn hier schlossen sich gegen Ende des 12. Jahrhunderts die fremden Rechtsstudenten zu ‚Nationen‘ zusammen und entwickelten damit eine Grundform der europäischen Universitätsorganisation. Hält man den Zusammenschluss von Lehrern und Studenten verschiedener Disziplinen in einer Korporation für das wesentliche Merkmal einer Universität, kann Paris als Ort der ersten Universität gelten. Denn die älteste derartige universitäre Korporation ist in Paris bezeugt.“ Und weiter: „Ebenso hat die Medizinschule von Salerno ihren Titel der ältesten Universität Europas verloren und wird als ‚Proto-Universität‘ bezeichnet, was ihrer wissenschaftlichen Bedeutung als Ärzteschule seit dem 10. Jahrhundert, im 12. als Zentrum und im 13. als Modell medizinwissenschaftlicher Forschung und Lehre keinen Abbruch tut.“ Über die Ursprünge der europäischen Universität heißt es grundsätzlich:<sup>4</sup> „Die Organisationsform der Universität lässt sich jedoch nicht auf das Altertum zurückführen und wurde auch nicht von Byzanz beeinflusst. Es läge näher die Universitäten von den Gelehrten Schulen des Islams herzuleiten... Englische Islamisten bejahen die Frage, ob die Araber die Universität erfunden hätten.“

<sup>1</sup> University – Free net encyclopedia, <http://www.netipedia.com/index.php/Universities> (01.07.2007); ähnlich: The Origin of Universities, <http://www.cwrl.utexas.edu/~bump/OriginUniversities.html> (01.07.2007).

<sup>2</sup> Walter RÜEGG (Hg.): Geschichte der Universität in Europa 1, Mittelalter. München 1993.

<sup>3</sup> Walter RÜEGG, Themen, Probleme, Erkenntnisse. In: DERSELBE (Hg.), Geschichte, 25.

<sup>4</sup> RÜEGG, Themen, 26 f.

Es erscheint verwunderlich, dass das Alters-Ranking unter den europäischen Universitäten noch zu Ende des 20. Jahrhunderts in einem von der Europäischen Rektorenkonferenz angeregten Geschichtswerk eine solche Rolle spielt. Der ideologische Hintergrund einer derartigen Fragestellung ist dem Autor ja damals schon voll bewusst. So verweist er ausdrücklich auf die politische Situation, die 1888 dazu geführt hat, das Gründungsdatum der Universität Bologna auf 1088 festzulegen<sup>5</sup>, nämlich das Bedürfnis des jungen italienischen Nationalstaats nach einer großartigen Jubiläumsfeier – ein klarer Fall von „invention of tradition“. Wer Geschichte feiern will, der braucht eine möglichst weit zurückreichende, datenmäßig genau fixierbare Überlieferung. Verfügt man über die älteste Universität, so legitimiert das, in besonderer Weise zu feiern. Für das Bildungsbürgertum des nationalistischen Zeitalters lag darin eine Motivation, sich mit früher Universitätsgeschichte zu beschäftigen. Heute sollte ein solcher Zugang wohl anachronistisch sein. In dem von der Europäischen Rektorenkonferenz angeregten Geschichtswerk sind solche Elemente identifikatorischer Geschichtsschreibung eher Relikte. Der historisch-genetische Ansatz steht im Vordergrund: Die Universität der Gegenwart soll aus ihrem Gewordensein verstanden werden. Dazu dient eine vergleichende Vorgangsweise – in zarten Ansätzen sogar über Europa hinaus gehend.

In einen ganz anderen ideologischen Kontext als den der nationalistischen Historiographie ist die Tendenz einzuordnen, die Anfänge der Universität in Indien, in China oder im islamischen Raum zu suchen. Das Grundmuster ist zwar dasselbe: Wer die ältere Universität hat, kann auf die längere Bildungstradition zurückblicken und darf darauf stolz sein. Die Zielrichtung aber ist eine andere: Es geht nicht darum, das historische Selbstbewusstsein der Pakistanis, der Iraner oder der Ägypter zu stärken, sondern das der Europäer zu delegitimieren. Häufig kommt eine solche Form der Eurozentrismus-Kritik aus Europa selbst. Soweit sie ideologische Geschichtskonstrukte zerstört und damit den Weg für eine rationalere Geschichtsbetrachtung frei macht, ist diese Tendenz sicher zu begrüßen. Problematisch erscheint sie, wo sie neue interessensbedingte Konstrukte aufbaut. Auch das kommt vor.

Nicht nur wegen ihres identifikatorischen und häufig ideologischen Zugangs ist die Frage nach ältesten Universitäten für die Beschäftigung mit den Anfängen dieser Bildungseinrichtung kontraproduktiv. Alters-Rankings müssen exakte Daten nennen. Bei der Entwicklung von Institutionen der Wissenschaft in Forschung und Lehre aber handelt es sich in der Regel um Langzeitprozesse ohne klare Zäsuren. Will man Reihungen nach dem Alter von Universitäten vornehmen, muss man vor allem klare Vorstellungen haben, welche Kriterien denn eine Universität ausmachen. Die exemplarisch gebotenen Zitate bieten diesbezüglich Ansatzpunkte, allerdings sehr unterschiedliche und – insgesamt gesehen – recht problematische. Macht die Graduierung das Wesen der Universität aus? Geht es um deren Charakter als korporative Institution, als freiwilliger Zusammenschluss von Professoren und Studenten, auch von Studenten allein sowie von Professoren und Studenten verschiedener Disziplinen? Darf ein modellhaftes Zentrum medizinwissenschaftlicher Forschung und Lehre nicht zu den frühen Universitäten gerechnet werden, weil es nicht als Korporation belegt ist? Die Frage nach exakten Altersgrenzen führt zur Frage nach strukturell bedingten Abgrenzungen. Und es gibt kein Kriterium, nach dem generell zwischen Universität und Nicht-Universität unterschieden werden könnte. Auch die jeweils erste Nennung als „universitas“ bzw. Genauer als „universitas magistrorum et scholarium“ hilft da nicht weiter. Ganz abgesehen von der Zufälligkeit solcher Erwähnungen – das Mittelalter hat mit dieser Terminologie sehr Unterschiedliches bezeichnet. Wir können nicht Universitätsgeschichte als

---

<sup>5</sup> RÜEGG, Themen, 24.

Geschichte der jeweils als „Universität“ bezeichneten Institutionen schreiben.<sup>6</sup> Ausgangspunkt muss vielmehr unser heutiges Verständnis von Universität sein. Nur in dieser Zugangsweise sind wir für ein Publikum unserer Zeit verständlich. Auch wenn historische Kontinuität besteht – die im Mittelalter als „universitates“ bezeichneten Einungen von Professoren und Studenten haben in ihrem Wesen als Korporationen mit heutigen Universitäten nicht mehr viel Gemeinsamkeiten. Anders verhält sich das mit ihrem Charakter als Zentren wissenschaftlicher Forschung und Lehre. Solche Entwicklungsstränge werden einzubeziehen sein, wenn nach den Anfängen der Universität gefragt wird, auch dort, wo sie über Europa hinausführen. Im Sinne einer Transfersgeschichte haben die europäischen Universitäten weit über Europa hinaus reichende Wurzeln und weit über Europa hinaus reichende Auswirkungen. Die letzteren sind von der hier behandelten Epoche her nicht mehr Thema. Den ersten aber muss zumindest skizzenhaft nachgegangen werden – sowohl entwicklungsgeschichtlich als auch in einer vergleichenden Perspektive.

Beschäftigung mit Wissenschaftstransfer führt zur Beschäftigung mit räumlichen Aspekten von Wissenschaft. Abstrakt betrachtet erscheint Wissen grenzenlos mobil. In den konkreten Lebenswelten, zu denen die Anfänge unserer Universitäten zurückführen, waren allerdings dem Transfer von Wissenschaft vielfältige Grenzen gesetzt – äußerlich etwa durch beschränkte Verkehrsmöglichkeiten, innerlich durch geminderte Aufnahmebereitschaft aufgrund von kulturellen Unterschieden, insbesondere von religiösen Differenzen. Im Mittelalter haben wir es weitgehend mit strikt gegeneinander abgeschotteten Großräumen der Wissenschaftsentwicklung zu tun. Austauschprozesse sind eher die Ausnahme und bedürfen besonderer Erklärung. Innerhalb solcher Großräume lassen sich Teilbereiche erkennen, innerhalb derer intensive Zirkulation besteht und dementsprechend verstärkt Gemeinsamkeiten gegeben sind. Soweit diese intensivere Kommunikation auch die Wissenschaftsentwicklung einbezieht, können wir von spezifischen Wissenschaftslandschaften sprechen. Auch die besondere Dynamik solcher Wissenschaftslandschaften lässt nach bedingenden gesellschaftlichen Ursachen fragen. Besondere herrschaftliche, kirchliche, wirtschaftliche und kulturelle Erklärungsfaktoren werden aus einer vergleichenden Analyse von Wissenschaftslandschaften erkennbar. Das gilt vor allem für deren Zentren, in denen die ältesten Universitäten entstanden sind. Bei Einrichtungen des höheren Bildungswesens handelt es sich um zentrale Funktionen von zentralen Orten. Sie stehen mit anderen zentralen Funktionen dieser Plätze in einem mehr oder minder starken Zusammenhang. Die sozialgeographische Zentralorttheorie lässt sich – entsprechend modifiziert – auf mittelalterliche Wissenschaftsräume und ihre Mittelpunkte mit Gewinn anwenden.<sup>7</sup> Wenn wir fragen, warum gerade in dieser oder jener Stadt früh eine Universität entstanden ist, finden wir neue Ansätze, um die Frage nach den Anfängen der Universität besser zu verstehen. Insgesamt erscheinen für die Beantwortung dieser Frage räumliche Perspektiven wichtig.<sup>8</sup>

<sup>6</sup> Diesen Grundsatz hat sehr deutlich Peter CLASSEN: *Studium und Gesellschaft im Mittelalter*, Stuttgart 1983, 193 f, formuliert: „Fragen wir zuletzt, welche Kriterien es eigentlich sind, die eine Universität von einer anderen Schule unterscheiden, so ist die Antwort nicht leicht zu geben. Die beiden Ausdrücke ‚universitas‘ und ‚studium generale‘, die sich seit der Mitte des 13. Jahrhunderts durchsetzen, genügen nicht: auch wo keine voll ausgebildete Korporation, also ‚universitas‘, besteht wie in Orléans oder Neapel, haben wir echte Generalstudien, die eine vollgültige akademische Ausbildung vermitteln. Aber auch das nicht von der Verfassung, sondern vom Schulbetrieb ausgehende Wort ‚studium generale‘ reicht zur Definition nicht aus; es geht zu weit. Generalstudien haben auch die Bettelorden; aber mit gutem Grund rechnet man Ordensschulen nicht den Universitäten zu.“

<sup>7</sup> Zur Anwendung der geographischen Zentralorttheorie auf die Geschichte generell Michael MITTERAUER: Das Problem der zentralen Orte als sozial- und wirtschaftshistorische Forschungsaufgabe. In: *Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 58 (1971), 433-467.

<sup>8</sup> Diese räumliche Perspektive mittelalterlicher Wissenschaft findet sich stark berücksichtigt bei Johannes FRIED: In den Netzen der Wissensgesellschaft. Das Beispiel der mittelalterlichen Königs- und Fürstenhöfe. In:

Jene Wissenschaftsentwicklung, die seit dem Hochmittelalter in Europa in den spezifischen Bildungseinrichtungen von Universitäten ihren Niederschlag gefunden hat, basiert auf Traditionen, die weit in die Antike zurückreichen. Das Erbe der griechisch-hellenistischen Wissenschaft wurde vor allem in drei Großräumen weitergegeben – im persischen Osten, der durch das Kalifenreich abgelöst wurde und mit der Expansion des Islam auf der Grundlage der arabischen Sprache eine enorme Ausweitung erfuhr, im oströmisch-byzantinischen Kulturraum in griechischer Sprache und schließlich – weitaus am schwächsten – im lateinischen Westen.<sup>9</sup> In jedem dieser großen Wissenschaftsräume des Frühmittelalters erfolgte die Auseinandersetzung mit den Traditionen der Antike zu unterschiedlichen Zeiten und mit unterschiedlichen Ergebnissen. Die Übernahme aus benachbarten Wissenschaftsräumen spielte dabei eine entscheidende Rolle – und damit die Übersetzungsarbeit als Form der interkulturellen Vermittlung. Ohne diese Vermittlung von Inhalten in einer vorausgehenden Phase, lässt sich die Entstehung der europäischen Universität als einer Institution der Wissenschaft und ihrer Lehre nicht verstehen.

In der Regel wird der arabisch-islamischen Wissenschaft der Abbasidenzeit mit ihrem Zentrum in Bagdad die entscheidende Mittlerfunktion zwischen Antike und hochmittelalterlichem Europa zugeschrieben.<sup>10</sup> Diese Sichtweise verkürzt die Entwicklung in zweierlei Hinsicht: Sie vernachlässigt den Wissenschaftstransfer in den Osten schon in vorislamischer Zeit und sie berücksichtigt nicht, dass dieser Transfer sehr stark von einer Übersetzergruppe vermittelt wurde, deren Kultur nicht mit der arabischen Sprache verbunden war.<sup>11</sup> In der Spätzeit des Sasanidenreiches wurde am Hof des persischen Großkönigs griechische Literatur und Wissenschaft gepflegt. Der byzantinische Historiker Agathias, keineswegs ein Freund der Perser, berichtet über Chosroes I: (531-578):<sup>12</sup> „Chosroes wird gepriesen und bewundert, mehr als er eigentlich verdient, nicht nur von den Persern, sondern sogar von einigen Römern (Byzantinern). Es wird ihm zugeschrieben, ein Liebhaber der Literatur und ein gelehriger Schüler der Philosophie zu sein; jemand soll die Werke der griechischen Literatur für ihn ins Persische übertragen haben. Es geht sogar das Gerücht, er habe sich das gesamte Corpus des Stagiriten (Aristoteles) gründlicher angeeignet als der paianische Redner (Demosthenes) die Werke des Sohnes des Oloros (Thukydides) und er kenne sich aus mit den Lehren Platons, des Sohnes des Ariston. Nicht einmal der ‚Timaios‘, der ja nur so strotzt von geometrischen Lehrsätzen und wissenschaftlichen Spekulationen, entgehe seinem Verständnis, ebenso wenig ... ‚Phaidon‘, ‚Gorgias‘ oder auch jeder andere der verfeinerten und schwierigen Dialoge, z. B. der ‚Parmenides‘“. Agathias berichtet auch, dass Chosroes den Gelehrten der platonischen Akademie, die seit der Schließung ihrer Schule

---

DERSELBE/Thomas KAILER (Hg.): Wissenskulturen. Beiträge zu einem forschungsstrategischen Konzept (Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel 1), Berlin 2003, 141-194. Es wird hier eine stark raumbezogene Begrifflichkeit entwickelt wie „Kraftzentrum der Wissenschaftsorganisation“, „Strahlungszentrum der Wissenschaftsdistribution“, „Mittelpunkt der mittelalterlichen Wissensgesellschaft“ (192).

<sup>9</sup> Zur Rezeption der Antike in diesen drei Großräumen im Vergleich Ernst PITZ: Die griechisch-römische Ökumene und die drei Kulturen des Mittelalters. Geschichte des mediterranen Weltteils zwischen Atlantik und Indischem Ozean 270-812 (Abhandlungen und Beiträge zur historischen Komparatistik 3), Berlin 2001, 457-468.

<sup>10</sup> Popularisiert etwa durch Werke wie Sigrid HUNKE: Allahs Sonne über dem Abendland. 5. Aufl. Frankfurt a.M. 2005.

<sup>11</sup> Diese verkürzende Sicht findet sich mit der Etikettierung „Arabic science“ neuerdings auch noch in der großen wissenschaftsgeschichtlichen Arbeit auf kulturvergleichender Grundlage von Toby E. HUFF: The Rise of Early Modern Science. Islam, China, and the West, 2. Aufl. Cambridge 2003, 47-54. Die vorislamische Phase der Rezeption griechischer Wissenschaft fehlt ebenso in der großen interkulturellen Zusammenschau von Michael BORGOLTE: Christen, Juden, Muselmanen. Die Erben der Antike und der Aufstieg des Abendlands 300-1400 n. Chr. (Siedler Geschichte Europas 2), München 2006.

<sup>12</sup> Josef WIESEHÖFER: Das antike Persien. Von 550 v. Chr. Bis 650 n. Chr. Düsseldorf-Zürich, 1998, 289.

in Athen durch Kaiser Justinian heimatlos waren, an seinem Hof Gastrecht gewähren wollte – allerdings ohne dauerhaften Erfolg.<sup>13</sup> Neben Werken der Philosophie, der Theologie und der Staatskunst interessierte sich Chosroes auch für Beiträge aus fremden Ländern zu Recht und Medizin – keineswegs nur solchen westlicher Provenienz, sondern auch aus Indien.<sup>14</sup> Das Kerngebiet des Sasanidenreiches war ein Schmelzriegel sehr unterschiedlicher Wissenschaftstraditionen. Diese Konstellation wurde durch die islamische Eroberung kaum beeinträchtigt. Neuen Auftrieb erhielt die Wissenschaftsentwicklung hier, als die Kalifen aus der Dynastie der Abbasiden ihre Residenz in das neu gegründete Bagdad verlegten.<sup>15</sup>

Das Zentrum der Gelehrsamkeit im Perserreich war – jedenfalls in spätsasanidischer Zeit – die Akademie von Gundishapur.<sup>16</sup> Die Stadt hatte, wie auch in ihrem Namen zum Ausdruck kommt, der Großkönig Shapur I. 271 gegründet und hier systematisch Christen aus dem von ihm eroberten Antiocheia angesiedelt. Sie wurde deshalb auch Veh-Andiyōk-Šābur genannt, d. h. „besser als Antiocheia hat Shapur diese Stadt gemacht“<sup>17</sup> Antiocheia war ein altes hellenistisch-christliches Wissenschafts- und Bildungszentrum. Wie weit die Akademie von Gundishapur zurückgeht, lässt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Jedenfalls spielten hier syrische Christen als Wissenschaftler, als akademische Lehrer und vor allem als Übersetzer eine entscheidende Rolle. Unterrichtet wurden Medizin, Philosophie, Theologie sowie verschiedene andere Wissenschaften. Bei der Übersetzungsarbeit stand Medizin im Vordergrund, daneben auch Philosophie und Astronomie, wobei auch indische Wissenschaftstraditionen aufgegriffen wurden. Mit der Akademie war eine umfangreiche Bibliothek verbunden, ebenso ein Lehrkrankenhaus – das älteste bekannte der Welt. Ob man bei dieser bedeutenden Stätte von Forschung und Lehre aus heutiger Sicht von einer Universität sprechen kann, sei dahingestellt. In der Organisationsform sind sicher auch Unterschiede zu bedenken. Gundishapur war immer wieder Residenz des Großkönigs und damit die Akademie in Abhängigkeit. Anders lagen die Dinge in Nisibis, dem zweiten Zentrum der syrischen Christen im Perserreich, über das hellenistische Wissenschaft weitergegeben wurde. Die Schule von Nisibis löste die von Edessa ab. In ihrer Glanzzeit studierten hier 800 Studenten.<sup>18</sup> Sie war geistiger Mittelpunkt der ostsyrischen Kirche. In ihrer Auseinandersetzung mit der byzantinischen Reichskirche suchte sie, ihre theologischen Positionen mit dem Rückgriff auf vorchristliche Philosophen zu untermauern. Syrische Theologen aller Konfessionen dachten in den Kategorien des Aristoteles. So war für sie die Übersetzung wissenschaftlicher Werke aus dem Griechischen in das Syrische besonders wichtig.<sup>19</sup> Dieses wurde – getragen von den syrischen Kirchen – immer mehr zur

<sup>13</sup> WIESEHÖFER, Persien, 290. Zu den von Justinian als heidnisch geschlossenen Philosophenschulen in Athen: Helmut FLASHAR: Athen. Die institutionelle Begründung von Forschung und Lehre. In: Alexander DEMANDT (Hg.): Stätten des Geistes. Große Universitäten Europas von der Antike bis zur Gegenwart, Köln-Weimar-Wien 1999, 1-14.

<sup>14</sup> WIESEHÖFER, Persien, 291.

<sup>15</sup> Zum Wiederaufleben sasanidisch-persischer Kulturtraditionen unter den Abbasiden PITZ, Ökumene, 463-468.

<sup>16</sup> WIESEHÖFER, Persien, 292; Wilhelm BAUM/Dietmar W. WINKLER: Die apostolische Kirche des Ostens. Geschichte der sogenannten Nestorianer, Klagenfurt 2000, 61.

<sup>17</sup> WIESEHÖFER, Persien, 217, 283.

<sup>18</sup> BAUM/WINKLER, Kirche, 30 und 25.

<sup>19</sup> BAUM/WINKLER, Kirche, 25-31; Gotthard STROHMAIER, Die geistigen und gesellschaftlichen Bedingungen der lateinischen Rezeption arabischen Wissens. In: Andreas SPEER/Lydia WEGENER (Hg.): Wissen über Grenzen. Arabisches Wissen und lateinisches Mittelalter (Miscellanea Mediaevalia 33, Berlin - New York 2006, 127; Peter BRUNS, Aristoteles-Rezeption und Entstehung einer syrische Scholastik. In: DERSELBE (Hg.), Zur Rezeption griechischer Philosophie von der Spätantike bis zum Islam (Hereditas. Studien zur alten Kirchengeschichte 22), Bonn 2003, 29-41; Ksenia FALLEND: Vom Wandel des Menschenbildes im Hochmittelalter als Folge des Wissenschaftstransfers zwischen Orient und Okzident, [www.sbg.ac.at/ger/samson/rvws2002-03/fallend2002.pdf](http://www.sbg.ac.at/ger/samson/rvws2002-03/fallend2002.pdf), 5 (01.07.2007). Wie aus den Übersetzungen der Studienprogramme hervorgeht, wurde in Gundishapur der ganze Unterricht auf Syrisch abgehalten. Dazu FALLEND, Wissenschaftstransfer, 6.

selbständigen Wissenschaftssprache, die auch Bildungsgut der Antike weiter vermittelte – zunächst ins Perserreich, daran anschließend später in die islamische Welt. So stehen letztlich innerchristliche Auseinandersetzungen im Osten am Anfang jenes langen Weges, auf dem Traditionen antiker Wissenschaft über den expandierenden islamischen Wissenschaftsraum in den Westen und nach Europa vermittelt wurden.

Nach dem Vorbild der Akademie von Gundishapur gründete Kalif al-Mamun (813-33) in seiner Residenzstadt Bagdad das „Bayt al-Hikma“ d. i. „Haus der Weisheit“ – ein wissenschaftliches Zentrum, das für die Aneignung des hellenistischen Erbes in der islamischen Welt größte Bedeutung erlangen sollte.<sup>20</sup> Schon Kalif al-Mansur (754-75) förderte Übersetzungen ins Arabische, Kalif Harun ar-Raschid (786-809) schloss daran an und begann eine Bibliothek einzurichten. Sein Sohn al-Mamun setzte dieses Werk in großem Maßstab fort. Sein „Haus der Weisheit“ war eine Verbindung von Akademie, Bibliothek und Übersetzungszentrum. Neunzig Gelehrte waren hier mit Übersetzungsarbeiten beschäftigt, unter ihnen 37 syrische Christen, 8 Sabäer und 9 Juden. Auch in der Rezeption des hellenistischen Erbes durch die islamische Welt seit dem 9. Jahrhundert spielten also syrische Christen noch eine entscheidende Rolle.<sup>21</sup> Nur zum Teil übersetzten sie schon direkt aus dem Griechischen ins Arabische, häufig aber noch mit syrischen Texten als Zwischenstufe. Die Manuskripte, die im „Haus der Weisheit“ übersetzt wurden, stammten aus unterschiedlichen Regionen des abbasidischen Großreichs. Beutestücke aus Kriegszügen kamen hinzu. Kalif al-Mamun trachtete aber auch, über Gesandtschaften bei Herrschern benachbarter Reiche für ihn interessante Texte zu gewinnen.<sup>22</sup> Es liegt hier eine Sammlungs- und Übersetzungspolitik vor, wie sie in älterer Zeit in diesem Maßstab wohl nur von den Ptolemäern zugunsten ihrer Bibliothek in Alexandreia betrieben wurde.<sup>23</sup> In Bagdad hatten diese Aktivitäten allerdings eine ganz neue materielle Grundlage. Mitte des 8. Jahrhunderts übernahmen die Araber von den Chinesen die Technik der Papierherstellung.<sup>24</sup> Schon Ende des Jahrhunderts wurde in Bagdad Papier produziert, das sich besonders gut für Bücher eignete. Der neue Beschreibstoff führte auch im wissenschaftlichen Schrifttum zu einer beträchtlichen Steigerung. In verschiedenen Zentren des Reiches entstanden große Bibliotheken<sup>25</sup> – mit einer gewissen Verzögerung gegenüber dem ostarabischen Raum auch im westarabischen bis hinein nach al-Andalus. Ohne die Übernahme der Papierproduktion hätte sich die islamische Welt seit dem 9. Jahrhundert nicht so rasch zu einem relativ einheitlichen Wissenschaftsraum entwickelt.

---

<sup>20</sup> Johann Christoph BÜRGEL: Allmacht und Mächtigkeit. Religion und Welt im Islam, München 1991, 114-220; Albert HOURANI: Die Geschichte der arabischen Völker, Frankfurt a.M., 2. A.. 2000, 107-111; Anna ASFARUDDIN: Muslim Views on Education: Parameters, Purview, and Possibilities. In: Journal of Catholic Legal Studies 44 (2005), 155-157; BORGOLTE, Christen, 544.

<sup>21</sup> Maurice LOMBARD: Blütezeit des Islam. Eine Wirtschafts- und Kulturgeschichte 8.-11. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1991, 101 f.

<sup>22</sup> Bemerkenswert erscheint, dass sich die Übersetzungstätigkeit im Wesentlichen auf Werke in griechischer syrischer und altpersischer Sprache beschränkte. Aus dem Lateinischen wurde das ganze Mittelalter hindurch ein einziges Buch - und zwar ein spätromisches Geschichtswerk – übersetzt, aus anderen westlichen Sprachen kein einziges. Bernard LEWIS: Der Atem Allahs. Die islamische Welt und der Westen – Kampf der Kulturen?, Hamburg-Wien 1994, 47, erklärt dies so: „Die Griechen waren Hüter einer alten Zivilisation, von denen man etwas lernen konnte und mit denen sich im Laufe der Jahrhunderte eine Form der Koexistenz herausgebildet hatte. Den wilden, grausamen Stämmen des finstersten Europa gestand man keine solchen ausgleichenden Eigenschaften zu“. Zum mindest bezüglich der römischen Antike erscheint diese Erklärung nicht befriedigend.

<sup>23</sup> Bernd SEIDENSTICKER: Alexandria. Die Bibliothek der Könige und die Wissenschaften. In: DEMANDT, Stätten des Geistes, 15-38; FALLEND, Wissenschaftstransfer, 9 und 11-15.

<sup>24</sup> Hans B. KÄLIN, Papier. In: Lexikon des Mittelalters 6, Stuttgart 1999, Sp. 1664.

<sup>25</sup> Walter HÖFLECHNER: Zur Entstehung wissenschaftlicher Institutionen 1.6, <http://gams.uni-graz.at:8080/fedora/get/:wissg-wi-065-1/bdef:TEI/get/> (16.08.2007); FALLEND, Wissenschaftstransfer 17, 23.

Die Gründe, warum es unter den Kalifen der Abbasidendynastie in Bagdad zu einer so intensiven Aufnahme der hellenistischen Wissenschaftstradition gekommen ist, werden auf verschiedenen Ebenen zu suchen sein. Zunächst gab es wohl ganz praktische Motive<sup>26</sup>: Man wollte am Kalifenhof genauso gut ausgebildete Ärzte haben, wie es sie in Gundishapur gab. Das Zentrum theoretischer und praktischer Medizin verlagerte sich so rasch zur neuen Residenz. Gelehrte Ärzte begegnen häufig als Vermittler zwischen höfischer und wissenschaftlicher Kultur. Über die medizinische Betreuung hinaus boten die naturwissenschaftlichen Kenntnisse, wie sie aus der hellenistischen Tradition übernommen werden konnten, praktischen Nutzen – etwa Astronomie und Mathematik. Dann verlieh eine reichhaltige Bibliothek mit wissenschaftlichen Texten aus aller Welt dem Herrscher, der über sie verfügen konnte, besonderes Prestige. Wie die neue Hauptstadtgründung der Abbasiden insgesamt untermauerte auch deren kulturelle Ausstattung den besonderen Herrschaftsanspruch der Kalifendynastie.<sup>27</sup> Auch diesbezüglich steht das „Haus der Weisheit“ in Bagdad, in einer Traditionslinie, die nach Gundishapur und noch weiter zurückreicht. Die Bemühungen al-Mamuns um die Rezeption des hellenistischen Wissenschaftserbes dürften aber noch einen besonderen Grund gehabt haben, zu dem es in vorangegangenen Epochen kein Gegenstück gibt. Al-Mamun war jener Kalif, unter dem die Vertreter einer rationalistischen Glaubensauffassung gegenüber den orthodoxen Sunniten den stärksten Einfluss auf die Regierung des Großreichs gewannen. Die Auseinandersetzung zwischen den beiden Richtungen in der Religionsgemeinschaft fand in dem vom Kalifen geforderten Rechtgläubigkeitseid auf die Geschaffenheit des Korans ihren Höhepunkt. Für die Traditionalisten war diese Position unannehmbar.<sup>28</sup> Die Rationalisten konnten in den nunmehr übersetzt vorliegenden Schriften der griechischen Philosophie für ihre Auffassung des Verhältnisses von Offenbarung und Vernunft Unterstützung finden. Dieses Spannungsverhältnis ergab sich - vor allem in der Konfrontation mit Aristoteles – auch in anderen monotheistischen Religionen – im Judentum in Anschluss an den Islam,<sup>29</sup> später dann in der westlichen Christenheit.<sup>30</sup> Die Auseinandersetzung um dieses Spannungsfeld hatte in Europa für die Entwicklung universitärer Wissenschaft sehr wesentliche geistige und institutionelle Folgen. Das „Haus der Weisheit“ in Bagdad ist nicht zur Universität geworden. Es war eine Einrichtung des Kalifenhofs. Und der Kalif vollzog schon unter al-Mamuns drittem Nachfolger al-Mutawakkil (847-861) die endgültige Wende zurück zum orthodoxen Sunnitentum.<sup>31</sup> Die Rationalisten verloren ihre Machtpositionen. Sicher wirkten die geistigen Impulse, die von den großen Übersetzungen ausgegangen waren, auch später noch weiter – vor allem außerhalb des Abbasidenreiches im westarabischen Raum. Aber es fehlte ihnen die institutionelle Grundlage. Die Madrasa, die sich als Einrichtung der höheren Bildung im 11. Jahrhundert von Bagdad und Nishapur ausgehend entwickelte,<sup>32</sup> war kein Ort theologisch-

<sup>26</sup> HOURANI, Geschichte, 109.

<sup>27</sup> Tilman NAGEL: Die islamische Welt bis 1500, München 1998, 58-64. Den Sinn von Übersetzungsarbeit als Herrschaftslegitimation betont sehr stark Dimitri GUTAS: Greek Thought, Arabic Culture. The Graeco-Arabic Translation in Abbasid Society, London, 1998.

<sup>28</sup> NAGEL, Die islamische Welt, 61-64.

<sup>29</sup> Raphael PATAI: The Jewish Mind, New York 1977, 104-113; Hermann GREIVE, Aristoteles A III, Judentum (Philosophie und Theologie). In: Lexikon des Mittelalters 1, Stuttgart 1999, Sp. 936; BORGOLTE, Christen, 560.

<sup>30</sup> Fernand van STEENBERGHEN, Aristoteles A III, Lateinisches Mittelalter. In: Lexikon des Mittelalters 1, Stuttgart 1999, Sp. 936-938.

<sup>31</sup> NAGEL, Islamische Welt, 65.

<sup>32</sup> Said Amir AMORJAND, The Law, Agency, and Policy in Medieval Islamic Society: Development of the Institutions of Learning from the Tenth to the Fifteenth Century. In: Comparative Studies in Society and History 41 (1999), 267-271; George MAKDISI: Muslim Institutions of Learning in Eleventh Century Baghdad. In: Bulletin of the School of Oriental and African Studies 24 (1961), 1-56; DERSELBE: Madrasa and University in the Middle Ages. In: Studia Islamica 32 (1970), 255-264; Jonathan BERKEY: The Transmission of Knowledge in Medieval Cairo. A Social History of Islamic Education, Princeton 1992, 6-9. Der Madrasa ähnliche

philosophischer Auseinandersetzung. Die Herausforderung der hellenistischen Wissenschaftstradition – jetzt als „fremde Wissenschaften“ bezeichnet<sup>33</sup> – wirkte in ihr nicht weiter. Hier wurden vielmehr die vier Rechtsschulen der sunnitischen Orthodoxie gelehrt, die sich alle gegen den islamischen Rationalismus der frühen Abbasidenzeit strikt abgegrenzt hatten. Auch gegenüber schiitischen Einflüssen sollte die Madrasa die Rechtgläubigkeit absichern. So wurde sie zu einem Ort der Bewahrung, nicht zum Ausgangspunkt dynamischer Weiterentwicklung.

Durch die von den frühen Abbasidenkalifen angeregte Übersetzungstätigkeit entwickelte sich – von Mesopotamien ausgehend – eine weiträumige Kommunikationsgemeinschaft islamischer Gelehrter, die von Chorasan bis Cordoba reichte. Die von Bagdad ausgehenden Impulse erfassten ja keineswegs nur den Herrschaftsbereich der Abbasiden. Religiöse Bezüge verbanden stärker als herrschaftliche Abhängigkeit – etwa die für alle Muslime verpflichtende Wallfahrt nach Mekka. Und so war das Emirat der Omayyaden in al-Andalus bei aller Gegnerschaft zu den Abbasiden voll in den islamisch-arabischen Wissenschaftsraum integriert. Als sich 929 der omayyadische Emir Abderrahman zum Kalifen proklamierte, gab das den Anlass, die Residenzstadt Cordoba verstärkt zu einem Zentrum islamischer Wissenschaft auszubauen. Eine der größten und bedeutendsten Bibliotheken des Mittelalters entstand hier.<sup>34</sup> Die Grundlage dafür bildete allerdings keineswegs eine neue Welle von Übersetzungen verbunden mit der Rezeption von neuen Wissenschaftstraditionen, wie das in al-Mamuns „Haus der Weisheit“ der Fall gewesen war. Eine solche zweite Welle der Offenheit für fremdes Kulturgut hat die islamische Welt bis weit in die Moderne hinein nicht mehr erlebt. Wenn zu Beginn des dritten Jahrtausends ein UN-Report über den Stand der Wissensgesellschaft in den arabischen Ländern gerade den extrem niedrigen Anteil an übersetzten Büchern betont, so verweist dieser Befund auf weit zurückreichende Wurzeln<sup>35</sup>. Die maßgebliche Entscheidung in diese Richtung dürfte schon mit der Niederlage der Rationalisten in ihrer Auseinandersetzung mit den streng schriftgläubigen Vertretern des Sunnitentums gefallen sein.<sup>36</sup>

Von den drei für die Anfänge der europäischen Universität wichtigen wissenschaftlichen Großräumen des Früh- und Hochmittelalters erscheint der byzantinische als derjenige, in dem am stärksten Kontinuität zur Antike bestand. Konstantinopel war der einzige Ort, an dem eine antike Tradition akademischen Lebens aus dem Altertum ins christliche Mittelalter hinüberführte.<sup>37</sup> Das gilt sowohl für die Beschäftigung mit wissenschaftlichen Texten der

---

Bildungseinrichtungen entstanden seit der Mitte des 13. Jahrhunderts in Anschluss an Moscheen, sehr zahlreich etwa in Kairo. Das gilt auch für die al-Azhar-Moschee, die unter den schiitischen Fatimiden Hauptmoschee war, unter den sunnitischen Ayyubiden dann an Bedeutung verlor, unter den Mameluken um Schuleinrichtungen ergänzt wurde, aber auch damals für das islamische Lernen noch nicht die Rolle spielte, die sie in späteren Jahrhunderten gewann (BERKEY, Transmission, 51). Als eine seit dem 9. Jahrhundert kontinuierlich bestehende Universität kann sie keinesfalls angesehen werden.

<sup>33</sup> BERKEY, Transmission, 7.

<sup>34</sup> Rudolf SELLHEIM: Bibliothek D, Islamische Welt. In: Lexikon des Mittelalters 2, Stuttgart 1999, Sp. 125.

<sup>35</sup> Deutsche Gesellschaft für die Vereinten Nationen (Hg.): Arabischer Bericht über die menschliche Entwicklung 2003 ([www.dgvn.de](http://www.dgvn.de)), 5-7.

<sup>36</sup> PITZ, Ökumene, 487, resümiert: „Es war der Sieg des muslimischen Traditionalismus über das hellenistische Erbe, das von der arabischen Kultur zunächst in Gestalt der griechischen Philosophie, Naturwissenschaft und Medizin breit rezipiert worden war, von jetzt an aber keine wirkliche Chance mehr hatte, sich zu entfalten. Die muslimische Gelehrsamkeit verzichtete darauf, nach griechischer Art durch logisches Denken neue Erkenntnisse zu gewinnen und das Verstandeswissen der Menschheit zu vermehren; sie erstarre in einem Klassizismus, der sich darauf beschränkte, Kommentare zum Koran und zu den alten Quellen zu verfassen und die darin eingefangene rechte Lebensart unverändert zu tradieren.“

<sup>37</sup> Heinrich SCHLANGE-SCHÖNINGEN: Konstantinopel. Eine Brücke des Wissens von der Antike zur Neuzeit. In: DEMANDT (Hg.), Stätten des Geistes, 39-58; DEMANDT: Stationen europäischer Geistesgeschichte, ebda., 305.

griechisch-hellenistischen Tradition als auch für die Vermittlung in der Lehre. Beide Entwicklungslinien sind für Byzanz weitgehend getrennt zu sehen.<sup>38</sup> Für die Erhaltung antiken Schrifttums haben byzantinische Gelehrte Hervorragendes geleistet, vielfach auch in deren Interpretation durch Kommentare. Die notwendig gewordene Transkription von Papyrus auf das besser haltbare Pergament gab dazu manchen Anstoß. Bibliotheken in Dimensionen wie in den islamischen Zentren kamen dadurch allerdings nicht zustande. Unterschiede der Beschreibstoffe können für die Weitergabe wissenschaftlicher Traditionen große Bedeutung erlangen. Eine Grundsatzdebatte über das Verhältnis von Offenbarung und Vernunft in vergleichbarer Schärfe wie im Islam und später im westlichen Christentum hat sich aus der Begegnung mit antiker Wissenschaft in Byzanz nicht entwickelt.<sup>39</sup> Aristoteles wurde hier partiell rezipiert, aber ohne ähnliche Auseinandersetzungen auszulösen.<sup>40</sup> Während die Übersetzungstätigkeit ins Arabische im Kalifenreich byzantinisches Schriftgut einbezog, ist es in der Gegenrichtung nicht in gleichem Maß zu Prozessen der Übernahme gekommen. Erstaunlich erscheint, dass Schriften Galens und andere medizinische Texte aus dem Arabischen rückübersetzt wurden.<sup>41</sup> Im Verständnis der Zeit durchaus als wissenschaftlich sind Schriften der Traumdeutung anzusehen, die Byzanz aus dem Orient und später der Westen aus Byzanz übernahm.<sup>42</sup> Bei solchen Themenfeldern gab es über die Religionsgrenzen hinweg wenig Berührungsängste.

Erst einhundert Jahre nach der Gründung von Konstantinopel hat die neue Hauptstadt des Römischen Reiches eine Hochschule erhalten.<sup>43</sup> 425 erließ Kaiser Theodosios II. ein Gesetz, das den bis dahin vollkommen ungeordneten Bildungsbetrieb seiner Residenz in geordnete Bahnen lenken sollte. Der Lehrbetrieb wurde an einen bestimmten Ort, nämlich das Kapitol der Stadt, gebunden; 31 Lehrstühle für verschiedene Disziplinen sollten eingerichtet werden. Die Philosophie war darunter, die Theologie – für einen christlichen Herrscher überraschend – nicht.<sup>44</sup> Das Spannungsverhältnis zwischen Theologie und weltlichen Wissenschaften kam im institutionellen Bereich nicht zum Tragen. Das gilt auch später für universitätsähnliche Bildungseinrichtungen – etwa die Hochschule, die der Cäsar Bardas unter Kaiser Michael III. (842-867) im Magnaura-Palast einrichten ließ<sup>45</sup> oder die sogenannte „Universität“ des Konstantin XI. Monomachos aus dem 11. Jahrhundert.<sup>46</sup> Gemeinsam ist allen diesen hohen Schulen in Konstantinopel ihre besondere Nähe zum Hof und ihr kurzlebiger Charakter. Byzanz hat zwar viele große Gelehrte hervorgebracht, aber keine spezifische Bildungsinstitution, an der sich Wissenschaft dauerhaft weiterentwickeln konnte.<sup>47</sup>

Im Wissenschaftsraum des lateinischen Westens war im Frühmittelalter die Basis für eine Weiterentwicklung antiker Traditionen weit schwächer als im griechischen Osten. Soweit es hier nach unterbrochener Kontinuität zu einer neuerlichen Rezeption kam, erfolgte diese nicht nur durch Übersetzungen. Im Bereich der Rechtswissenschaften gaben wiederentdeckte

<sup>38</sup> SCHLANGE-SCHÖNINGEN, Konstantinopel, 50.

<sup>39</sup> PITZ, Ökumene, 461.

<sup>40</sup> Fernand van STEENBERGHEN: Aristoteles A I, Byzanz. In: Lexikon des Mittelalters 1, Stuttgart 1999, Sp. 934.

<sup>41</sup> Dimitri GUTAS: What was there in Arabic for the Latins to Receive? Remarks on the Modalities of the Twelfth-Century Movement in Spain. In: SPEER/WEGENER (Hg.), Wissen über Grenzen, 14.

<sup>42</sup> ASFARUDDIN, Muslim Views, 149; Annemarie SCHIMMEL: Die Zeichen Gottes. Die religiöse Welt des Islam, München 1995, 162; Marc-Aielko ARIS; Übersetzer, Übersetzungen. In: Lexikon des Mittelalters 8, Stuttgart 1999, Sp. 1149.

<sup>43</sup> SCHLANGE-SCHÖNINGEN. Konstantinopel, 42.

<sup>44</sup> SCHLANGE-SCHÖNINGEN, Konstantinopel, 44-46.

<sup>45</sup> Georg OSTROGORSKY: Byzantinische Geschichte 324-1453, München 1963, 179.

<sup>46</sup> SCHLANGE-SCHÖNINGEN, Konstantinopel, 49.

<sup>47</sup> SCHLANGE-SCHÖNINGEN, Konstantinopel, 50; Borgolte, Christen, 555, 583.

Handschriften den entscheidenden Anstoß.<sup>48</sup> Dadurch kam es zu einer Neuorientierung, zu der es in anderen Wissenschaftsräumen der Zeit keine Parallelen gibt. Trotz dieser Sondersituation – der Hauptstrom der Wissenschaftsentwicklung wurde hier durch Übersetzungsarbeit angeregt. Sie vermittelte nicht nur das Wissen der griechisch-hellenistischen Autoren selbst, sondern auch - darauf aufbauend - das jener Gelehrten, die sie für ihr eigenes kulturelles Umfeld übersetzt, bearbeitet und interpretiert hatten. Vielfach wird diese Vermittlungsleistung auf arabische Autoren beschränkt gesehen. Dem Kulturtransfer in den lateinischen Westen aus der islamischen Welt ging allerdings ein nicht minder bedeutsamer aus dem byzantinischen Raum voraus.<sup>49</sup> Wenn auch das Schisma von 1054 bzw. schon vorangegangene Kontroversen kulturelle Barrieren zwischen Ost- und Westkirche entstehen ließen, so bedeutete das für Übersetzungsarbeiten keineswegs ein Hindernis. Religiöses Schrifttum aller Art – von Heiligenlegenden über liturgische Texte bis zu theologischen Abhandlungen wurden aus dem Griechischen ins Lateinische übertragen. Philosophische und medizinische Schriften begleiteten diesen Transfer. Im Vergleich dazu fehlte bei der wissenschaftlichen Literatur aus dem islamischen Raum ein solcher breiter Kontext religiös akzeptierbaren Schrifttums. In vielen Belangen des kulturellen Lebens wurde der byzantinische Osten bis ins 11. und 12. Jahrhundert hinein im Westen als vorbildhaft und überlegen angesehen. Die Orientierung an der sakralen Kunst des Byzantinischen Reichs etwa veranschaulicht dieses Gefälle. So wandte sich auch das Interesse an Texten der griechisch-hellenistischen Wissenschaft primär an Byzanz und erst sekundär an deren Überlieferung in der islamischen Welt.

Als die großen Übersetzungszentren, die dem lateinischen Westen die griechisch-hellenistische Wissenschaft vermittelten und damit die sogenannte „Renaissance des 12. Jahrhunderts“ auslösten, gelten die süditalienische Region um Amalfi, Salerno, Benevent und Montecassino, weiters Venedig, Konstantinopel, Pisa, das normannische Sizilien sowie Toledo.<sup>50</sup> Eine solche Aufzählung bietet insofern ein unbefriedigendes Bild, als sie sowohl Herkunftsorte als auch Wirkungsstätten von Übersetzern anführt. Ebenso wäre genauer zwischen einzelnen Gelehrten, die als Übersetzer tätig waren, und wie auch immer untereinander verbundenen Gelehrtengruppen zu unterscheiden. Eine Geschichte der Übersetzungsarbeit müsste sicher diesbezüglich weiter differenzieren. Hier geht es um etwas anderes, nämlich den Zusammenhang von Übersetzungszentren und Wissenschaftszentren bzw. von Wissenschaftszentren und frühen Universitäten. Aus der Analyse solcher Zusammenhänge lassen sich die Anfänge europäischer Universitäten im Kontext ihrer jeweiligen regionalen Voraussetzungen besser verstehen.

Dass Übersetzungsarbeit die Grundlage wissenschaftlicher Entwicklung darstellte, die zur Entstehung einer bedeutenden Universität führte, ist im Fall von Salerno ganz offenkundig. Auch wenn man Salerno wegen der relativ späten Entstehung korporativer

<sup>48</sup> Peter STEIN: Römisches Recht und Europa. Die Geschichte einer Rechtskultur, 3. A. Frankfurt a. M. 1996, 68-79.

<sup>49</sup> Gordon LEFF: Die artes liberales. In: RÜEGG (Hg.), Geschichte, 287.

<sup>50</sup> Walter BERSCHIN: Griechisch-lateinisches Mittelalter. Von Hieronymus zu Nikolaus von Kues, Bern-München 1980, 252-278; Marc-Aielko ARIS: Übersetzer, Übersetzungen, Lateinische Literatur: In: Lexikon des Mittelalters 8, Stuttgart 1999, Sp.1148-1150. Zur „Renaissance des 12. Jahrhunderts“: Charles H. HASKINS: The Renaissance of the Twelfth Century, Cambridge (Mass.), 1927. Zu der ihr vorausgehenden Wissenschaftsentwicklung im Westen und dem daraus resultierenden Interesse an Übersetzungen, insbesondere an den Schriften des Aristoteles: Matthias LUTZ-BACHMANN: Die Vielheit des Wissens und das neue Konzept von Wissenschaft. Zu den epistemologischen Voraussetzungen der Wissenschaftsrevolution des 12. Jahrhunderts. In: Johannes FRIED/Thomas KAILER (Hg.): Wissenskulturen. Beiträge zu einem forschungsstrategischen Konzept (Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel 1), Berlin 2003, 133-140.

Organisationsstrukturen nicht als die älteste Universität Europas anerkennen möchte<sup>51</sup> - dass hier für die europäische Universitätsgeschichte bedeutsame Weichenstellungen erfolgten, steht außer Zweifel. Die Wiederbelebung antiker Wissenschaftstraditionen im lateinischen Westen erfolgte zunächst nicht auf dem Gebiet der Rechtswissenschaft oder der Philosophie, sondern auf dem der Medizin.<sup>52</sup> Als Zentrum praktischer Heilkunde hatte Salerno schon im 10. Jahrhundert europaweit einen hervorragenden Ruf.<sup>53</sup> Eine stärker theoretische Fundierung der ärztlichen Praxis lässt sich hier allerdings erst im 11. Jahrhundert nachweisen.<sup>54</sup> Sie basierte zunächst auf griechischer Tradition, die über Byzanz vermittelt wurde. Der spätere Erzbischof Alfanus von Salerno, der seit 1050 in der Stadt als Magister tätig war, übersetzte etwa „Über die Natur des Menschen“ des Nemesios vom Emesa.<sup>55</sup> Für die medizinische Wissenschaft hat er eine Terminologie geschaffen, die sich am Schriftlatein seiner Zeit orientierte. Im Prolog seiner Arbeit berichtet er, dass sich mit ihm eine ganze Gruppe von Ärzten um Übersetzungen bemühte, um Defizite der Praxis auszugleichen. Diese Übersetzungstradition reicht in Salerno sicher noch weiter zurück. Ihren Höhepunkt erreichte sie mit dem großen Übersetzungswerk des Constantinus Africanus ab 1075, der der Schule von Salerno und damit der europäischen Medizin als erster einen Zugang zur arabischen Medizin eröffnete.<sup>56</sup> Constantinus stammte aus Kairouan, einem bedeutenden Medizinzentrum des islamischen Nordafrika. Durch Jahrzehnte bereiste er als Händler mit Heilkräutern den ganzen Mittelmeerraum. Wohl durch Alfanus vermittelt, der besonders enge Beziehungen zu Montecassino hatte, trat er dort nach seiner Taufe als Laienbruder ins Kloster ein und übersetzte viele der von ihm mitgebrachten Manuskripte. Sein Hauptwerk war der „Liber pantegni“, eine Bearbeitung des „Liber regalis“ des Ali ibn al-Abbas. Obwohl er selbst nicht als Lehrer in Salerno nachweisbar ist, gilt er als erster und wichtigster Vermittler von griechisch-arabischem Wissen an dieses Medizinzentrum. Weitere Übersetzungen folgten. Schriften des Aristoteles wurden in Salerno aus dem Griechischen und Arabischen ins Lateinische übertragen.<sup>57</sup> Da es sich dabei häufig um Werke handelt, die nach Angaben ihrer Verfasser für ihre Studenten geschrieben wurden, sind sie Beweis für einen medizinischen Unterricht, der nach einem regulären Lehrprogramm vor sich ging und auf dem Studium von Standardwerken basierte. Wissenschaftlich fundierte Lehrtätigkeit ist zweifellos auch ein konstitutives Element europäischer Universitätstradition. Die Bedeutung Salernos für die Ausbildung einer solchen Tradition wird sicher zu bedenken sein – zumal sowohl das Curriculum als auch die Lehrbücher Salernos an verschiedenen Universitäten übernommen wurden.<sup>58</sup>

---

<sup>51</sup> Stellvertretend für viele Autoren seien genannt: RÜEGG, Themen, in: DERSELBE (Hg.), Geschichte, 25, sowie VERGER, Grundlagen, ebda., 62.

<sup>52</sup> Hastings RASHDALL: The University of Europe in the Middle Ages, 1, Oxford 1936, 76.

<sup>53</sup> Paul Otto KRISTELLER: The School of Salerno. Its Development and Its Contribution to the History of Learning. In: DERSELBE: Studies in Renaissance Thought and Letters, Roma 1956, 502.

<sup>54</sup> KRISTELLER, Salerno, 550.

<sup>55</sup> KRISTELLER, Salerno, 506 f; Paolo DELOGU/Reinhard DÜCHTING/Gerhard BAADER: Alfanus. In: Lexikon des Mittelalters 1, Stuttgart 1999, Sp. 389 f.

<sup>56</sup> KRISTELLER, Salerno, 508-510; Heinrich SCHIIPPERGES, Constantinus Africanus Cassinensis. In: Lexikon des Mittelalters 3, Stuttgart 1999, Sp. 171. W. Montgomery WATT: Der Einfluss des Islam auf das europäische Mittelalter, Berlin 1988, 62, meint über arabische Einflüsse auf Salerno vor Constantinus Africanus: „Ein Jude, dessen Name für gewöhnlich mit Donnolo angegeben wird und der in sarazenerischer Gefangenschaft lebte, schrieb im 10. Jahrhundert auf hebräisch einige medizinische Abhandlungen für diese Schule, die mit Sicherheit Elemente der arabischen Medizin enthielten.“ Donnolos Medizin-Kenntnisse waren griechisch-byzantinisch geprägt. Ein Einfluss auf die Schule von Salerno ist möglich, aber nicht nachweisbar. Zu Donnolo: A. SHARF: The Universe of Shabbetai Donnolo, Warminster 1976, vor allem 3 und 101.

<sup>57</sup> Giovanni VITOLO: Salerno, B, Die Medizinische Schule. In: Lexikon des Mittelalters 7, Stuttgart 1999, Sp. 1297.

<sup>58</sup> So hat sich etwa das Curriculum des Medizinstudiums in Paris an dem von Salerno orientiert (KRISTELLER, Salerno, 515).

Die Entwicklung Salernos zum Wissenschaftszentrum ist sicher nur im größeren Zusammenhang einer sehr spezifischen Wissenschaftslandschaft zu verstehen, in der wissenschaftliche Übersetzungen wie insgesamt Kulturtransfer aus ganz unterschiedlichen Traditionen gefördert wurde. Der Ursprungsmythos der Universität Salerno, sie sei von vier Doktoren gegründet worden, einem lateinischen Christen, einem griechischen Christen, einem Juden und einem Muslim, gehört natürlich in den Bereich der Legende – im Wesentlichen trifft jedoch eine solche „invention of tradition“ die süditalienische Mischkultur, in der sich diese große Schule entwickelte.<sup>59</sup> Wenn auf diese Mischkultur bezogen von einer „Wissenschaftslandschaft“ gesprochen wird, so nicht im Sinne einer Region auf der Basis sprachlicher Homogenität. Gerade die sprachliche Vielfalt innerhalb des Gebiets förderte die Übersetzungsarbeit. Süditalien war Jahrhunderte hindurch zwischen dem Byzantinischen Reich sowie verschiedenen langobardischen und muslimischen Fürstentümern umkämpft, bis der Raum in der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts und zu Beginn des 12. im Normannenreich herrschaftlich zusammengeschlossen wurde. In religiöser Hinsicht konkurrierten hier Ost- und Westkirche um ihren Einflußbereich. In den Städten gab es große jüdische Gemeinden, die größte in Salerno.<sup>60</sup> Seit dem ausgehenden 8. Jahrhundert war Salerno langobardische Fürstenresidenz – offenbar wegen seiner günstigen Lage als Hafenplatz dazu ausgewählt. In der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts erreichte die Residenzstadt eine besondere kulturelle Blüte. Als Hafenstadt war allerdings das nahe gelegene Amalfi viel bedeutsamer. Diese älteste der italienischen Seerepubliken konnte sich im Interesse ihrer Handelsbeziehungen relativ ungestörte Beziehungen zu den islamischen Reichen erhalten.<sup>61</sup> Auch Amalfi hatte als Ort von Übersetzungsarbeiten Bedeutung, allerdings nicht primär auf wissenschaftlichem Gebiet.<sup>62</sup> Das wichtigste Wissenschaftszentrum neben Salerno war im 11. Jahrhundert zweifellos das große Benediktinerkloster Montecassino.<sup>63</sup> Viele Gelehrte unterschiedlicher Disziplinen wirkten damals hier<sup>64</sup> – unter ihnen auch Alfanus und Constantinus Africanus, die die Verbindung zu Salerno herstellten. Die zentrale Figur dieses Gelehrtenkreises war Abt Desiderius (1058-1087), der spätere Papst Viktor III., unter dem das Kloster insgesamt eine kulturelle Blüte erlebte. Aus der von ihm angeregten Sammel-, Abschreib- und Übersetzungsarbeit entstand eine umfangreiche Bibliothek – unerlässliche Grundlage für eine dauerhafte Institutionalisierung wissenschaftlicher Arbeit. Für die Entstehung universitäter Einrichtungen fehlten in der Einsamkeit des Klosterbergs in Kampanien die Voraussetzungen. Nur städtische Klöster konnten an einer solchen Entwicklung Anteil haben. Dafür hat Montecassino über den Desiderius-Schüler Alfanus wie über Constantinus Africanus – trotz der räumlichen Distanz – die Universität Salerno nachhaltig beeinflusst.<sup>65</sup>

In einem weiteren Verständnis zur Wissenschaftslandschaft um Salerno und Montecassino zu rechnen sind zwei jüngere Übersetzungszentren. Ein Schüler des Constantinus Africanus, Johannes Agarenus setzte dessen Übersetzungsarbeit gemeinsam mit dem Arzt Rusticus aus

<sup>59</sup> SHARF, Donnolo, 3.

<sup>60</sup> Eliyahu ASHTOR: Gli ebrei nel commercio mediterraneo nell’alto medioevo, in: Settimane di Studi del Centro Italiano di Studi sull’Alto Medioevo 26, Spoleto 1980, 423; Paolo DELOGU: Mito di una città meridionale, Napoli 1977, 19.

<sup>61</sup> Peter FELDBAUER/John MORRISSEY: Venedig 800-1600. Wasservögel als Weltmacht, Wien 2002, 22-27.

<sup>62</sup> BERSCHIN, Mittelalter, 252. Schon die Amalfi vorausgehende Übersetzungsschule von Neapel des 9. und 10. Jahrhunderts hat dem Westen im Wesentlichen hagiographische Texte vermittelt (BERSCHIN, Mittelalter, 204-6). Wissenschaftsgeschichtlich erscheint sie ohne Bedeutung.

<sup>63</sup> Herbert E. COWDREY: The Age of Abbot Desiderius. Montecassino, the Papacy and the Normans in the Eleventh and Early Twelfth Centuries, Oxford 1989.

<sup>64</sup> Besonders zu nennen wäre etwa Alberich von Montecassino, eine Schlüsselfigur für die Entstehung der Ars dictaminis. Über ihn ergibt sich eine Querbeziehung zu den frühen Schulen von Bologna. Vgl. dazu David E. LUSCOMBE: Didactic and Rhetoric in the Ninth and Twelfth Centuries. In: Johannes FRIED (Hg.): Didaktik und Rhetorik, München 1997, 16 f.

<sup>65</sup> KRISTELLER, Salerno, 508.

Pisa fort. Ein anderer Pisaner, Stephanus von Antiochien, begann 1127 mit einer Neuübersetzung des Werks von Ali ibn al-Abbas aus dem Arabischen.<sup>66</sup> In der bedeutenden Seerepublik Pisa wurden insgesamt im 12. Jahrhundert wichtige Übersetzungen durchgeführt, vorwiegend aber aus dem Griechischen.<sup>67</sup> Neben der Medizin betrafen sie vor allem Theologie und Rechtswissenschaft. Bedeutsame wissenschaftliche Transferleistungen wurden damals auch von einem Pisaner auf dem Gebiet der Mathematik erbracht. Beim Werk Leonardo Fibonaccis (ca. 1170-1240) handelte es sich allerdings um weit mehr als um Übersetzungen aus arabischen bzw. byzantinischen Schriften, nämlich um eine selbständige wissenschaftliche Bearbeitung, die in Europa den Grundstein für die Entwicklung der Mathematik als Wissenschaft legte.<sup>68</sup> Pisa verfügte damals – wie noch zu besprechen sein wird – auch über eine bedeutende Rechtsschule. Mit dem Übersetzungszentrum korrespondierte also ein Wissenschafts- und Schulzentrum. Den Titel eines „studium generale“ und damit Universitätsrang wurde Pisa erst 1343 von Papst Clemens VI. verliehen.<sup>69</sup>

Wie der große Neubau der Kathedrale von Salerno zeigt, den Erzbischof Alfanus gemeinsam mit Herzog Robert Guiscard unternahm,<sup>70</sup> sollte die Stadt auch unter normannischer Herrschaft zentrale Funktionen behalten bzw. neu übernehmen. Bald trat aber dann die neue Residenzstadt Palermo auch kulturell stärker in den Vordergrund. Mit einer systematischen Übersetzungspolitik aus dem Arabischen wie aus dem Griechischen begann hier Mitte des 12. Jahrhunderts König Wilhelm I.<sup>71</sup> Sein Neffe, Kaiser Friedrich II., schloss in großem Maßstab an diese Politik an.<sup>72</sup> Sein Hofastrologe und Hofphilosoph Michael Scotus, der vorher in Toledo gearbeitet hatte, übersetzte für ihn den Aristoteles-Kommentar des Averroes – ein Grundlagenwerk für die philosophischen Debatten der Zeit. Dessen Nachfolger, Theodor von Antiochia, der in Antiochia, Mossul und Bagdad Philosophie, Mathematik und Medizin studiert hatte, übertrug ebenfalls Schriften des Aristoteles ins Lateinische. Petrus de Vinea war ein glänzender Rhetoriker und Jurist. Neben vielen anderen gehörte auch der Pisaner Leonardo Fibonacci zum Kreis der Hofgelehrten Kaiser Friedrichs II. Er lebte allerdings nicht an dessen Hof. Der Gelehrtenkreis um Friedrich II. war kein „Haus der Weisheit“, wie es Kalif al-Mamun in Bagdad errichtet hatte und wie es in vielen arabischen Wissenschaftszentren nachgeahmt wurde. Da es sich um keine dauerhaft örtlich gebundene Institution handelte, ging von ihm kein Anstoß zu einer universitären Entwicklung aus. Seine Universität gründete Friedrich II. 1224 in Neapel.<sup>73</sup> Keiner seiner Hofgelehrten unterrichtete hier. In der Lehre standen die Rechtswissenschaften im Vordergrund. Friedrichs Landeskinder sollten hier studieren und auf die Beamtenlaufbahn vorbereitet werden. Neapel ist die erste „Staatsuniversität“ der europäischen Geschichte. Der Versuch, Lehrer und Studenten aus der

<sup>66</sup> BERSCHIN, Mittelalter 266.

<sup>67</sup> Peter CLASSEN: Burgundio von Pisa, Richter – Gesandter – Übersetzer, Heidelberg 1974; DERSELBE; Studium, 15; Michael MITTERAUER/John MORRISSEY: Pisa. Seemacht und Kulturmetropole, Essen 2007, 265-9.

<sup>68</sup> Leonardo Fibonacci: *il tempo, le opere, l'eredità scientifica*, Pisa 1994; Erwin NEUENSCHWANDNER: Leonardo Fibonacci. In: Lexikon des Mittelalters 5, Stuttgart 1999, Sp. 1893 f; LEFF, Grundlagen, in: RÜEGG (Hg.), Geschichte, 307.

<sup>69</sup> Paolo NARDI: Die Hochschulträger. In: RÜEGG (Hg.), Geschichte, 101.

<sup>70</sup> VITOLO, Salerno, Sp. 1296.

<sup>71</sup> BERSCHIN, Mittelalter, 272; FRIED, Wissensgesellschaft, 173.

<sup>72</sup> FRIED, Wissensgesellschaft, 180; Hans Martin SCHALLER: Friedrich II., II: Kultur im Umkreis Friedrichs II. In: Lexikon des Mittelalters 4, Stuttgart 1999, Sp. 938 f; FALLEND, Wissenschaftstransfer, 19; Friedrich II. von Hohenstaufen und sein geistiger Hintergrund, <http://www.geocities.com/tilbegner/FII.html> (27.07.2007).

<sup>73</sup> VERGER, Grundlagen, in: RÜEGG (Hg.), Geschichte 63, NARDI, Die Hochschulträger, ebda., 92, Jacques VERGER: Neapel B, Universität Neapel. In: Lexikon des Mittelalters 6, Stuttgart 1999, Sp. 1055 f; RASHDALL, The Universities, 84.

Universität Bologna zur Abwanderung zu bewegen und hier anzusiedeln, misslang.<sup>74</sup> Das benachbarte Salerno wusste, sich gegen Fusionspläne zu behaupten. Die Entwicklung der Universität Neapel war wissenschaftlich wenig erfolgreich. Die Wissenschaftspolitik Friedrichs II. ist in ihrer Ambivalenz ein frühes Beispiel für das in der europäischen Universitätsgeschichte häufig wiederkehrende Dilemma zwischen der Förderung exzellenter Gelehrtenpersönlichkeiten und staatlichen Ausbildungsinteressen.

Warum ist es in der Mischkultur Süditaliens gerade in Salerno so früh und so erfolgreich zur Entstehung einer Universität gekommen? Warum nicht in anderen bedeutenden Hafenstädten wie Amalfi, Sorrent, Gaeta oder Neapel? Warum nicht in anderen Residenzstädten wie Benevent, Capua oder Palermo? Solche Fragen lassen keine klaren Antworten zu. Über sie nachzudenken, hilft allerdings, sich am Beispiel einer sehr alten Universität Faktoren bewusst zu machen, die insgesamt zu den Anfängen universitärer Entwicklung beigetragen haben könnten. Sicher ist es kein Zufall, dass der Austausch zwischen Wissenschaftskulturen in Unteritalien auf dem Gebiet der Medizin begonnen hat. Heilkunde war hinsichtlich ihres religiösen Kontexts relativ neutral. In dieser Hinsicht von schismatischen Christen zu lernen, bedeutete kein Problem. Und wenn es ums Leben ging, insbesondere ums Leben von Fürsten, dann war auch die Hilfe des jüdischen oder muslimischen Arztes willkommen. Gerade an Fürstenhöfen bestand vielfach besondere Bereitschaft und besonderes Interesse, medizinisches Wissen auch aus fremden Kulturen zu übernehmen.<sup>75</sup> Von Beispielen dafür aus Persien und dem Kalifenreich wurde schon gesprochen. Salerno war seit dem 8. Jahrhundert immer wieder eine bedeutende Residenzstadt.<sup>76</sup> Dass gerade hier eine Medizinschule entstand, mag damit zusammenhängen. In höfischen Kreisen verbreitete sich deren Ruhm schon früh europaweit. Auch die Entstehung der damals größten Judengemeinde Italiens könnte mit der Residenzfunktion zusammenhängen.<sup>77</sup> Jüdische Ärzte verfügten im Frühmittelalter über ein sehr hohes Niveau medizinischer Kenntnisse. Auch wenn wir für Salerno keine explizite Nachricht über die Vermittlung von jüdischen Wissenschaftstraditionen haben – zum Aufstieg der Medizinschule könnten sie durchaus beigetragen haben. Seit der Gründung der Residenzstadt Salerno war die Pflege der Beziehungen zum Bündnispartner Byzanz sehr wichtig.<sup>78</sup> Auch dieser Umstand dürfte zu intensivem Kulturtransfer geführt haben. Der entscheidende Aufstieg Salernos zum Wissenschaftszentrum erfolgte allerdings im Wesentlichen erst zu einer Zeit, in der die Stadt durch die Eingliederung in das Normannenreich ihre Residenzfunktion bereits verloren hatte. Dass kulturelle Zentralortfunktionen politische überleben, lässt sich auch sonst beobachten. Einer besonderen Erklärung bedürfen aber die zusätzlichen Impulse, die in Salerno nach dem Verlust der Hauptstadtfunktion wirksam wurden. Von entscheidender Bedeutung sind dabei sicher die durch Erzbischof Alfanus hergestellten Verbindungen zu Montecassino.<sup>79</sup> Zu Recht wird aus kirchen- und kunstgeschichtlicher Perspektive von einem „age of abbot Desiderius“ gesprochen.<sup>80</sup> Abt Desiderius, der spätere Papst Viktor III., war ein maßgeblicher Vertreter der Kirchenreform und unterhielt als solcher enge Verbindungen zu anderen Reformern.

<sup>74</sup> Walter STEFFEN: Die studentische Autonomie im mittelalterlichen Bologna, Bern u.a. 1981, 55.

<sup>75</sup> FRIED, Wissensgesellschaft, 170.

<sup>76</sup> DELOGU, Mito; VITOLO, Salerno, Sp. 1293-7.

<sup>77</sup> ASHTOR, Ebrei, 423. Zur Position von Salerno generell MITTERAUER/MORRISSEY, Pisa, vor allem 85.

<sup>78</sup> VITOLO, Salerno, 1294, RASHDALL, Universities, 79.

<sup>79</sup> KRISTELLER, Salerno, 506-510; RASHDALL, Universities, 80, sah in der Tatsache „that Salerno is eighty miles from Monte Cassino“ einen ausreichenden Beweis gegen einen solchen Zusammenhang. Die Bedeutung, die Erzbischof Alfanus für Montecassino hatte, und umgekehrt der Cassineser Mönch Constantinus Africanus für Salerno, stellt solche Wechselwirkungen jedoch außer Zweifel. Der Kreis um Abt Desiderius wurde erst in der neueren Forschung in seiner kulturellen Bedeutung für die ganze Region voll erkannt (COWDREY, Desiderius).

<sup>80</sup> COWDREY, Desiderius.

Innerhalb der Reformbewegung war sein Leitthema die „renovatio“, die Erneuerung der alten römischen Kultur, wobei die christlich-römische seit Kaiser Konstantin im Vordergrund stand. Sowohl in seiner Bautätigkeit als auch in seiner Wissenschaftspolitik spiegelt sich dieses Programm. Der Neubau seiner Klosterkirche zeigt – vor allem in der reichen Benützung von Spolien – enge Beziehungen zu Rom, aber auch zu Konstantinopel und Alexandria. Der Domneubau seines Schülers, Freundes und Weggefährten Alfanus in Salerno schließt an Montecassino an, an beide die neu errichtete Kathedrale in Pisa.<sup>81</sup> Besonders intensiver Einsatz von antiken Spolien, Wiederbelebung antiker Traditionen von Monumentalinschriften, Bestattungen in antiken Sarkophagen etwa sind solche auf die Antike rekurrierenden Parallelen zwischen Salerno und Pisa. Die ursprüngliche Wurzel dieser „renovatio“ ist jedoch Montecassino.<sup>82</sup> Montecassino hat wahrscheinlich durch seine Wissenschaftskultur auch in Salerno jene fachlich Breite und theoretische Tiefe vermitteln geholfen, die die alte Medizinschule zu einer Universität werden ließ. Kirchenreform und Erneuerung der Antike sind jedenfalls hier als wichtige Bedingungsfaktoren dieses Entwicklungsprozesses zu sehen. Auch wenn korporative Organisationsformen im frühen Salerno nicht belegt sind, so besteht kein Anlass daran zu zweifeln, dass es sich um eine unabhängige Institution von wissenschaftlicher Arbeit und Vermittlung gehandelt hat.

Ganz anders als in der unteritalienischen Wissenschaftslandschaft mit ihren Zentren in Kampanien verlief die Entwicklung in Oberitalien. Auch hier können wir von einer sehr spezifisch geprägten Wissenschaftslandschaft sprechen. Anders als im Süden ist hier die wissenschaftliche Leitdisziplin die Jurisprudenz. Anders als dort gibt hier nicht die Übersetzung von Schrifttum der Antike, sondern dessen Wiederentdeckung den entscheidenden Anstoß zu wissenschaftlicher Entwicklung, nämlich die der Digesten aus dem Gesetzbuch Kaiser Justinians. Anders als dort führt hier die Entwicklung der Wissenschaft und ihrer Lehre sehr rasch auch zu neuen Organisationsformen. Als wichtigstes Zentrum dieser sich so dynamisch entwickelnden Wissenschaftslandschaft in Oberitalien entsteht die Universität Bologna.

Für die Lehre einer wissenschaftlich betriebenen Jurisprudenz auf der Basis des römischen Rechts stellen die sogenannten „Digesten“, griechisch „Pandekten“, den weitaus wichtigsten Teil des von Kaiser Justinian 533 in Kraft gesetzten Gesetzbuches dar.<sup>83</sup> Sie sind eine Zusammenstellung von Textauszügen aus den Schriften der großen römischen Juristen bis zurück in die Zeit der späten Republik. Als Grundlage für das Rechtsstudium erschienen sie schon bei der Abfassung des Gesetzbuchs als eine so schwierige Materie, dass ein gesondertes Institutionenlehrbuch beigegeben wurde. So waren die Voraussetzungen für eine wissenschaftliche Lehre auf der Basis der Digesten von vornherein nicht besonders günstig – vor allem im Westen des Reiches. Nach der Rückeroberung Italiens von den Ostgoten setzte zwar Kaiser Justinian sein Gesetzeswerk auch hier in Kraft,<sup>84</sup> aber schon 568 ging durch die Langobardeninvasion der größte Teil der Apenninenhalbinsel wieder verloren. Den Byzantinern blieben im Wesentlichen nur einige Küstengebiete, die sie mit ihrer Vormachtstellung zur See halten konnten – Ligurien, der Dukat von Rom, Kampanien und andere Teile Süditaliens sowie vor allem das Exarchat von Ravenna, wo der kaiserliche Statthalter seinen Sitz hatte. Dieser byzantinische Teil Italiens war der Geltungsbereich von Justinians Gesetzbuch im Westen. Bologna gehörte wie Ravenna dazu, allerdings in unmittelbarer Grenzlage zum Langobardenreich.

<sup>81</sup> MITTERAUER/MORRISSEY, Pisa, 226-248.

<sup>82</sup> COWDREY, Desiderius, 73, 75.

<sup>83</sup> Peter STEIN: Römisches Recht und Europa. Die Geschichte einer Rechtskultur, 3. A. Frankfurt a. M. 1999, 63-65.

<sup>84</sup> STEIN, Römisches Recht, 70.

Zum Unterschied von anderen Teilen des Gesetzbuchs sind die Digesten im Frühmittelalter im Westen in Vergessenheit geraten. Weder für die Ausbildung rechtskundiger Personen noch für die Rechtspraxis wurden sie benötigt. So handelt es sich um eine mit der Übersetzung antiker Autoren durchaus vergleichbare Leistung, wenn sie seit der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts für Wissenschaft, Lehre und Rechtspraxis wieder entdeckt wurden. Der Raum, in dem sich diese Renaissance des justinianischen Rechts ereignete, ist zunächst nicht mit Sicherheit auszumachen<sup>85</sup>. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts gab es in Pisa eine Handschrift, die unmittelbar aus der Zeit der Entstehung des Gesetzbuches stammte. Nach der Niederlage der Pisaner gegen die Florentiner 1406 wurde dieser Kodex als Kriegsbeute in die Biblioteca Laurentiana in Florenz überführt und heißt deshalb „Florentina“. Sein Weg von Konstantinopel in die Toskana führte nachweislich über Süditalien, vielleicht über Montecassino. Unklar ist das Verhältnis der „Florentina“ zur sogenannten „Vulgata“ bzw. „Littera Bononiensis“ – jener Version, die dann im 12. Jahrhundert in Bologna die Grundlage für das juridische Schrifttum und den Rechtsunterricht bildete. Die Existenz einer zwischen beiden vermittelnden Abschrift, des sogenannten „Codex Secundus“ ist umstritten.<sup>86</sup> Wie auch immer – als frühes Zentrum der Digestenrezeption spielte Pisa eine maßgebliche Rolle, und wohl nicht nur neben, sondern auch vor Bologna. Dazu ein paar Streiflichter.

Die mit Pisa persönlich eng verbundene und schließlich dort im neu errichteten Dom begrabene Markgräfin Beatrix von Tuszien hat jene viel zitierte Gerichtsversammlung von 1076 in Poggibonsi abgehalten, bei der der „legis doctor“ Pepo an einer Entscheidung mitwirkte, die sich erstmals ausdrücklich auf eine Digestenstelle berief.<sup>87</sup> Ähnliche Zusammenhänge werden schon 1058 bei einer von Beatrixs Gatten Gottfried einberufenen Gerichtsversammlung erkennbar.<sup>88</sup> Der mit den Digesten so vertraute Rechtsgelehrte Pepo wirkte verschiedentlich als Anwalt toskanischer Klöster.<sup>89</sup> Sein Ruf verbreitete sich bis Südfrankreich. Ein Mönch des Klosters St. Viktor in Marseille bat um 1124/7 seinen Abt von Pavia aus, Rechtswissenschaften in Pisa studieren zu dürfen.<sup>90</sup> Die dortige Rechtsschule hatte offenbar einen sehr guten Ruf. Der auf vielen Gebieten als Gelehrter und Übersetzer hervorgetretene ehemalige Richter von Pisa, Burgundio, unternahm es, die griechischen Stellen des Pisaner Digesten-Kodex ins Lateinische zu übersetzen.<sup>91</sup> Die durch die Rezeption des Corpus iuris ausgelöste Welle der Kodifizierung von Gewohnheitsrecht begann in Pisa mit den „Constituta usus et legis“ unter deutlichem Rückgriff auf römisches Recht.<sup>92</sup> Der uralte Digesten-Kodex ist offenbar in Pisa nicht unbeachtet liegen geblieben. Dass man ihn in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts hier verstärkt heranzog, hängt wohl mit einer

<sup>85</sup> STEIN, Römisches Recht, 76.

<sup>86</sup> Peter WEIMAR: Vulgata (2) Corpus iuris civilis. In: Lexikon des Mittelalters 8, Stuttgart 1999, Sp. 1880-1. Eine Gegenüberstellung der unterschiedlichen Lehrmeinungen und ihrer Argumente Wikipedia – Littera Florentina, [http://de.wikipedia.org/wiki/Littera\\_Florentina](http://de.wikipedia.org/wiki/Littera_Florentina) (01.07.2007).

<sup>87</sup> Helmut G. WALTHER, Die Anfänge des Rechtsstudiums und die kommunale Welt Italiens im Hochmittelalter. In: Johannes FRIED (Hg.): Schulen und Studium im sozialen Wandel des hohen und späten Mittelalters (Vorträge und Forschungen 30), Sigmaringen 1986, 143.

<sup>88</sup> Elke GOEZ, Beatrix von Canossa-Tuszien, Sigmaringen 1995, 97.

<sup>89</sup> WALTHER, Anfänge, 138-43.

<sup>90</sup> CLASSEN, Studium, 39; WALTHER, Anfänge 144.

<sup>91</sup> CLASSEN, Studium, 40, 43, 77. Burgundio von Pisa erhielt in San Paolo di Ripa d'Arno eine Sarkophagbestattung, wie sie bis dahin nur Heiligen, Päpsten und fürstlichen Persönlichkeiten zugestanden wurde. Man kann darin wohl eine Vorform der im 13. Jahrhundert errichteten freistehenden Grabmonumente für bedeutende Professoren auf den Friedhöfen der Franziskaner und Dominikaner in Bologna sehen (Hans KÖRNER: Die Grabmonumente des Mittelalters, Darmstadt 1997, 93-96). Auch in dieser außerordentlichen Form der Hochschätzung des Rechtsgelehrten geht Pisa Bologna voraus.

<sup>92</sup> Peter JOHANEK: Rechtsbücher. In: Lexikon des Mittelalters 7, Stuttgart 1999, Sp. 520; CLASSEN, Studium 41, 82

allgemeinen Tendenz des Rückgriffs auf die römische Antike zusammen, die sich seit damals in dieser Stadt beobachten lässt.<sup>93</sup> In der wissenschaftlichen Bearbeitung der neu entdeckten Quellen und deren Vermittlung im akademischen Unterricht hat dann sicher im 12.

Jahrhundert Bologna die Führung übernommen. Eine Verbindung zwischen Pisa und Bologna könnte die Markgräfin Mathilde von Tuszien hergestellt haben, die Tochter der Beatrix - an der Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert die bedeutendste Fürstenspersonlichkeit Oberitaliens. Wie der „legis doctor Pepo“ im Gefolge ihrer Mutter treten auch in ihrem römisch rechtlich orientierte Rechtsgelehrte auf.<sup>94</sup> An den in Bologna ansässigen Magister Irnerius, den Begründer der großen Juristenschule dieser Stadt auf der Basis der Digesten-Rezeption, soll sie die Bitte gerichtet haben „renovare libros legum“.<sup>95</sup>

Wie Pisa hatte noch ein zweites wissenschaftliches Zentrum für Bologna Vorläuferfunktion. Pavia - die alte Hauptstadt des langobardischen Reiches – entwickelte sich schon in karolingischer Zeit zu einem wichtigen Schulzentrum.<sup>96</sup> Die „artes liberales“ wurden hier auf hohem Niveau vermittelt. An sie anschließend entstand eine Schule für weltliches Recht – im 11. Jahrhundert die bedeutendste Italiens.<sup>97</sup> Der langobardischen Tradition der Stadt entsprechend beschäftigten sich die Juristen hier in erster Linie mit langobardischem Recht. Der von ihnen zusammengestellte „Liber Papiensis“ umfasste die Gesetze der langobardischen und fränkischen Könige. Bei der Erläuterung dieser Texte verwendeten sie zum ersten Mal die Methode des Glossierens am Rand der jeweiligen Textseite – jene Methode also, die dann - auf die Digesten angewendet - in Bologna zur Entstehung der neuen Rechtswissenschaft geführt hat.<sup>98</sup> Sie ist ihrem Ursprung nach also nicht an das römische Recht gebunden, hat allerdings an diesem Gegenstand ihre entscheidende Weiterentwicklung erfahren. Das Spannungsverhältnis zwischen langobardischem und römischem Recht erwies sich schon in Pavia als fruchtbar. Zum Unterschied von den sogenannten „antiqui“ unter den dortigen Juristen benützten die „moderni“ bereits um 1070 in ihren Erläuterungen zum „Liber Papiensis“ Quellen des römischen Rechts, darunter neun Zitate aus den Digesten.<sup>99</sup> Auch Bologna stand später in einem solchen Spannungsverhältnis sehr unterschiedlicher Rechtstraditionen, das sich für die Entstehung einer kritischen Rechtswissenschaft als anregend erwies.

Rechtsschulen auf hohem Niveau gab es in Oberitalien im 11. und 12. Jahrhundert neben Bologna noch einige mehr.<sup>100</sup> Zu nennen sind jedenfalls Mailand, Piacenza, Cremona, Parma, Reggio, Modena und Ravenna. Solche Schulen bestanden also sowohl in Städten mit langobardischen als auch solchen mit byzantinischer Rechtstradition. Dieser Unterschied hatte für die räumliche Erstreckung einer relativ homogenen Wissenschaftslandschaft mit der Jurisprudenz als Leitdisziplin im hochmittelalterlichen Oberitalien relativ geringe Bedeutung. Im lombardischen wie im nicht-lombardischen Bereich ergab sich damals hier – durch neue Entwicklungen der Sozial- und Verfassungsstruktur bedingt – ein verstärktes Bedürfnis nach rechtlicher Absicherung verschiedener Lebensbereiche. Dafür war juridisch qualifiziertes

<sup>93</sup> MITTERAUER/MORRISSEY, Pisa, 226-272.

<sup>94</sup> WALTHER, Anfänge, 134, 138 f.

<sup>95</sup> WALTHER, Anfänge, 139

<sup>96</sup> Peter JOHANEK: Klosterstudien im 12. Jahrhundert. In: FRIED, Schulen, 38.

<sup>97</sup> STEIN, Römisches Recht, 79.

<sup>98</sup> Rosmarie BITTERLI: Glossatoren. In: Lexikon des Mittelalters 4, Stuttgart 1999, Sp. 1504-6. Ausschließlich durch die Wiederentdeckung der Digesten bedingt und ohne Vorläufer in Pavia sieht die Entstehung der Glossatoren Schule Gerhard OTTE: Logische Einteilungstechniken bei den Glossatoren des römischen Rechts. In: FRIED (Hg.), Dialektik und Rhetorik, 157. Positiv zur Vorläuferfunktion von Pavia für die Entfaltung der abendländischen Rechtswissenschaft: FRIED, Wissensgesellschaft, 162.

<sup>99</sup> STEIN, Römisches Recht, 79 f.

<sup>100</sup> WALTHER, Anfänge, 136-149; CLASSEN, Studium, 34.

Personal erforderlich.<sup>101</sup> Das führte generell zur Ausbildung von Rechtsschulen auf höherem Niveau. Die wissenschaftlich betriebene Jurisprudenz auf der Basis der wieder entdeckten Digesten gab dieser Entwicklung einen besonders starken Impuls.

Den sozialen Kontext, innerhalb dessen sich diese Entwicklung der Rechtswissenschaft vollzog, wird man wohl am besten mit dem Stichwort "Kommunalismus" charakterisieren. Die autonome Stadtgemeinde, wie sich damals ausbildete, war eine völlig neue Herrschaftsform mit neuen Bedürfnissen an qualifiziert ausgebildeten Juristen.<sup>102</sup> Dass Kommunen besonders früh gerade in Ober- und Mittelitalien entstanden, hat maßgebliche Bedingungen in wirtschaftlichen Entwicklungen der Zeit, vor allem in der Belebung des Handelsverkehrs.<sup>103</sup> Es ist sicher kein Zufall, dass sich die früheste Nennung selbstgewählter Konsuln im ausgehenden 11. Jahrhundert in der mächtigen Seehandelsstadt Pisa findet.<sup>104</sup> Und auch Bologna – an der wichtigen Handelsstraße von der Toskana in den Norden gelegen und selbst eine wirtschaftlich bedeutsame Stadt – hat zu Beginn des 12. Jahrhunderts starke kommunale Einrichtungen entwickelt – unmittelbar vor den ersten Anfängen seiner Universität.<sup>105</sup> Der damals in Oberitalien stark ansteigende Handelsverkehr korrespondiert mit einer neuen Schriftkultur. Die Entwicklung der „ars dictaminis“ aus dem alten Lehrfach der Rhetorik spiegelt diese Tendenz.<sup>106</sup> Auch die „ars notariae“ erlebt einen bedeutenden Aufschwung.<sup>107</sup> Rechtsgeschäfte werden zunehmend schriftlich abgeschlossen. Und dazu bedarf es einer großen Zahl von „tabelliones“ bzw. „notarii“. Diese Notare sind nun zunehmend Laien, nicht mehr Kleriker. Sie benötigen zwar nicht unbedingt einer wissenschaftlichen Ausbildung, aber sie wirken an der Entwicklung einer Rechtskultur mit, die die Entstehung von Universitäten mit der Leitdisziplin Rechtswissenschaft fördern. Kommune, Notariat und Universität gehen in Oberitalien gleichsam eine symbiotische Beziehung miteinander ein.

Es stellt sich die Frage, warum unter den vielen Rechtsschulen, die sich im 11. und 12. Jahrhundert in Oberitalien gebildet haben, gerade Bologna zur ersten und in ihrer Bedeutung alle späteren überstrahlenden Universität geworden ist. Verschiedene soziale Kontexte gilt es dabei zu bedenken. Von den politisch-herrschaftlichen Rahmenbedingungen ausgehend ist zunächst festzuhalten, dass Bologna nie wie Pavia oder Ravenna Residenzstadt war. Eine gewisse Distanz zu Fürstenhöfen mag – gerade in der Entstehungszeit der Universitäten durchaus günstig gewesen zu sein. Für die Professoren und Studenten Bolognas hat es sich jedenfalls gelohnt, die Lockangebote Kaiser Friedrichs II. zur Übersiedlung nach Neapel abzulehnen. So blieb ihre Autonomie erhalten. Selbständigkeit aus Distanz zu den Herrschenden gilt für Bologna auch in der Frühzeit der Schulentwicklung.<sup>108</sup> Die Stadt war einerseits von Territorien der Markgräfin Mathilde von Tuszien umgeben, der wichtigsten Parteigängerin der Reformpäpste in Oberitalien, andererseits mit Ravenna benachbart, dessen Erzbischof König Heinrich IV. 1080 zum Gegenpapst wählen ließ. Für beide Seiten war es wichtig, aus den neu entdeckten Quellen des römischen Rechts Argumente für ihren

---

<sup>101</sup> WALTHER, Anfänge, 148.

<sup>102</sup> WALTHER, Anfänge, 145.

<sup>103</sup> Edith ENNEN, Die europäische Stadt des Mittelalters, Göttingen 1972, 149

<sup>104</sup> MITTERAUER/MORRISSEY, Pisa, 31.

<sup>105</sup> Gina FASOLI: Bologna. In: Lexikon des Mittelalters 2, Stuttgart 1999, Sp. 370-374.

<sup>106</sup> Hans Martin SCALLER: Ars dictaminis. In: Lexikon des Mittelalters 1, Stuttgart 1999, Sp. 1034-38.

<sup>107</sup> Peter WEIMAR, Ars notariae. In: Lexikon des Mittelalters 1, Stuttgart 1999, Sp. 1045 f. Zu den Zusammenhängen zwischen der Entwicklung von Jurisprudenz, „ars notariae“ und „ars dictaminis“ einerseits, dem wirtschaftlichen Aufschwung der oberitalienischen Städte im 11. und 12. Jahrhundert andererseits Johannes FRIED: Kunst und Kommerz. Über das Zusammenwirken von Wissenschaft und Wirtschaft im Mittelalter vornehmlich am Beispiel der Kaufleute und Handelsmessen, München 1993, 14.

<sup>108</sup> Jacques VERGER: Les universités au Moyen Age, Paris 1973, 37.

Rechtsstandpunkt zu gewinnen.<sup>109</sup> In dieser Situation konnte sich neben dem „regnum“ und dem „sacerdotium“ in ersten Ansätzen das „studium“ als eine dritte Kraft etablieren. Wenn Mathilde den führenden Bologneser Juristen Irnerius darum ersuchte, die lange vernachlässigten Rechtsbücher Kaiser Justinians zu erneuern,<sup>110</sup> so besagt das für eine fürstliche Initiative bei der Entstehung der Universität wenig. Irnerius arbeitete auch für die Gegenseite. Der passende herrschaftliche Rahmen für das Aufblühen der Rechtsschule war erreicht, als sich nach Mathildes Tod 1115 in ihrem ehemaligen Herrschaftsgebiet autonome Stadtkommunen etablierten – so auch in Bologna. Mit der kommunalen Bewegung der Bürger kommt es auch zu analogen Entwicklungen unter den Scholaren. Erst später wurde die Herrschaft der Kommune für die Universität zur Fessel, gegenüber der sie ihre Freiheit erkämpfen musste.

Ebenso wenig wie aus herrschaftlicher Zentralität lässt sich die Entstehung der Universität in Bologna aus kirchlicher Zentralität ableiten. Sitz des für Bologna zuständigen Metropoliten war Ravenna. In Bologna selbst kam es während der großen Auseinandersetzung zwischen Papst und Kaiser zu einem Nebeneinander zweier gegnerischer Bischöfe der beiden Streitparteien<sup>111</sup> – für eine starke Bischofsgewalt keine gute Voraussetzung. Von einer bedeutenden Kathedralschule, die der Universität vorausgegangen wäre, hören wir in Bologna nichts. Bemerkenswert erscheint bloß eine Urkunde Bischof Lamberts von 1065, die Studien der Domherren anordnet, was eine Bibliothek des Domkapitels vermuten lässt.<sup>112</sup> Offenbar unabhängig von Bischof und Domkapitel dürfte sich Bologna früh zu einer Schulstadt entwickelt haben. Schon seit dem frühen 11. Jahrhundert kamen von weither Schüler nach Bologna, um hier die „artes liberales“ zu studieren.<sup>113</sup> Aus der Rhetorik hat sich einerseits die „ars dictaminis“, andererseits die „ars notariae“ entwickelt. Adalbertus Samaritanus – ein Laie, der zur Zeit des Irnerius wie dieser an der Rhetorikschule wirkte – distanzierte sich von der älteren Schulrichtung des Faches und forderte mehr Praxisbezug entsprechend den neuen Bedürfnissen der städtischen Schriftkultur.<sup>114</sup> Seine Auseinandersetzung mit dem Domkanoniker Hugo von Bologna verweist auf die Lebendigkeit des geistigen Klimas der Stadt in dieser Zeit. Besonders wichtig für die Entwicklung zur Universität waren die Notarsschulen.<sup>115</sup> Zwar betrieben sie nicht Rechtswissenschaft, aber sie entwickelten eine Rechtsskultur, die eine neue Qualität juridischer Gelehrsamkeit begünstigte, wie sie von Irnerius und seiner Schule auf der Basis des Glossierens der Digesten erreicht wurde. Der Charakter von Bologna als Schulstadt, der mit der Bischofsstadt wenig zu tun hat, erscheint als eine entscheidende Vorstufe der Universitätsstadt des 13. Jahrhunderts.<sup>116</sup>

Man könnte fragen, ob die Entstehung der ältesten Universität Oberitaliens gerade in Bologna mit dem enormen wirtschaftlichen Aufschwung zusammenhängt, den die Stadt im Hochmittelalter erlebte. Nach Konstantinopel, Cordoba, Paris, Venedig und möglicherweise Mailand war Bologna mit 50.000 bis 70.000 Einwohnern um die Mitte des 13. Jahrhunderts

---

<sup>109</sup> STEIN, Römisches Recht, 75.

<sup>110</sup> RASHDALL, Universities 1, 115; GOEZ, Beatrix, 99.

<sup>111</sup> FASOLI, Bologna, 371.

<sup>112</sup> FASOLI, Bologna, 374.

<sup>113</sup> RASHDALL, Universities 1, 108.

<sup>114</sup> SCHALLER, Ars dictaminis, 1035; DERSELBE: Adalbertus Samaritanus. In: Lexikon des Mittelalters 1, Stuttgart 1999 103; LUSCOMBE, Dialectic, 16 f.

<sup>115</sup> Den Zusammenhang der Universität mit den Notarsschulen betont vor allem Giorgio CENCETTI. Seine diesbezüglichen Studien zusammengefasst in: Lo studio di Bologna. Aspetti, Momenti e Problemi, Bologna 1989. Dazu VERGER, Les universités, 36.

<sup>116</sup> CLASSEN, Studium, 90, bringt die Konzentration der juristischen Studien auf Bologna mit dem Umstand in Zusammenhang, dass nur hier die Rechtsgelehrten auch Lehrtätigkeit betrieben.

die sechst- oder siebentgrößte Stadt des Kontinents.<sup>117</sup> Es lassen sich viele wirtschaftliche Gründe für diesen außerordentlichen Wachstumsprozess anführen. Wie Florenz wuchs Bologna vor allem durch das Wolltuchgewerbe, zu dem später die Seidenverarbeitung hinzukam. In Oberitalien war Bologna neben Mailand das zweite große Textilzentrum. Eine wichtige Rolle spielten aufgrund besonderer ökologischer Bedingungen im Umland der Anbau und die Verarbeitung von Hanf.<sup>118</sup> Ein entscheidender Faktor sowohl für die Gewerbeentwicklung als auch den Handelsverkehr war der Wasserreichtum der Gegend. Für alle mit Wasserkraft betriebenen Gewerbezweige gab es gute Voraussetzungen.<sup>119</sup> Bologna war auch ein bedeutender Flusshafen mit Verbindung zum Seeverkehr.<sup>120</sup> Für den Handel zu Land bot die Lage am Fuß des wichtigsten Apenninenübergangs in die Toskana gute Voraussetzungen. So waren besonders günstige Bedingungen gegeben, um den allgemeinen Aufschwung der oberitalienischen Wirtschaftsregion für die Entwicklung der Stadt zu nutzen. Daraus lässt sich aber nicht unmittelbar eine Korrespondenz zur Wissenschaftsregion und ihrem Zentrum ableiten. Zusammenhänge dürften über Verfassungsstrukturen bestehen, die zweifellos auch auf ökonomische Bedingungen zurückzuführen sind. Der Kommunalismus hat in vielen Städten Rechtsschulen entstehen lassen. Eine Besonderheit Bolognas dürfte es gewesen sein, dass es hier seit alters viele Notare gab, wie sie für wirtschaftliche Rechtsgeschäfte gebraucht wurden. Im Exarchat von Ravenna, zu dem auch Bologna gehörte, hatte sich die Institution der „tabelliones“ kontinuierlich gehalten.<sup>121</sup> Die mit ihr verbundene Schriftkultur kam der Entwicklung zur Schulstadt entgegen. Versucht man, Zusammenhängen zwischen der Universitätsstadt und dem Wirtschaftsplatz Bologna nachzugehen, so ist wohl nach Wechselwirkungen zu fragen. Man kann weder die Bildungseinrichtungen der Stadt noch ihren wirtschaftlichen Aufschwung für sich genommen als „causa prima“ für deren Wachstum annehmen. Sicher bedeutete auch die Nachfrage der so zahlreich nach Bologna strömenden Studenten einen wichtigen Wirtschaftsfaktor. Wenn etwa hier zum Unterschied von anderen Städten der Region in der zahlenmäßig besonders starken Zunft der Geldwechsler und Kaufleute die Bankiers überwiegen, so ist das aus dem Kreditbedarf der Studenten zu erklären.<sup>122</sup> Zweifellos hat die besondere Urbanität dieser mittelalterlichen Großstadt dazu beigetragen, dass sich aus ihren Rechtsschulen die erste Universität der Region entwickelt hat, und nicht in benachbarten Städten der Region. Und diese Urbanität war in hohem Maße wirtschaftlich bedingt.

Sieht man die Universitätsstadt Bologna im Kontext der Sozialtopographie des hochmittelalterlichen Oberitalien, so zeigt sich, dass das Studium zu einem weitgehend selbständigen gesellschaftlichen Bereich geworden ist, dessen örtliche Bindung nicht notwendig anderen zentralörtlichen Funktionen folgt. Es besteht kein ursächlicher Zusammenhang mit Hauptstädten fürstlicher Territorien und deren Einzugsgebiet, genauso wenig mit Kirchenprovinzen und deren Metropolitansitzen. Das Einzugsgebiet der neu entstehenden hohen Schulen ist überregional, ihre Standorte müssen nicht an vorgegebene

---

<sup>117</sup> Wikipedia – Bologna 1, 2, Geschichte, Mittelalter, <http://de.wikipedia.org/wiki/Bologna#Mittelalter>, 29.07.2007

<sup>118</sup> Mercati e botteghe. I Tessitori, Lana – Seta – Canapa, [http://www.liceosabin.it/~veneziano/mercati-botteghe/botteghe/e-8\\_10-tess...](http://www.liceosabin.it/~veneziano/mercati-botteghe/botteghe/e-8_10-tess...), 09.07.2007.

<sup>119</sup> Il mulino idraulico nell'economia Bolognese, <http://kidslink.bo.cnr.it/Francia/3canali/mulini/idrbo.htm>, 29.07.2007.

<sup>120</sup> Felsina – Bononia – Bologna. I Canali, <http://www.sselmi.net/canali.html>, 29.07.2007.

<sup>121</sup> Giorgio CENCETTI: Dal Tabellione Romano al Notaio Medievale, <http://www.sselmi.net/canali.html>, 29.07.2007; CLASSEN, Studium, 89.

<sup>122</sup> Die Bedeutung von Darlehen an Scholaren zeigt am Beispiel verschiedener Universitätsstädte CLASSEN, Studium, 182-5; für Bologna Walter STEFFEN: Die studentische Autonomie im mittelalterlichen Bologna. Eine Untersuchung über die Stellung der Studenten und ihrer Universitas gegenüber Professoren und Stadtregierung, Bern 1981, 43-76.

Zentren anschließen. Das entspricht einer schwach zentrierten bzw. polyzentrischen Raumstruktur, wie sie der Kommunalismus seit der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts in Ober- und Mittelitalien hat entstehen lassen. Als begünstigende Standortfaktoren lässt Bologna – ähnlich wie zuvor besprochen Salerno – kulturelle Kontaktzonen und Übergangsbereiche erkennen. Im Spannungsfeld unterschiedlicher Einflüsse bestehen offenbar für die Wissenschaftsentwicklung günstige Voraussetzungen. Für Bologna ist diesbezüglich die Lage am Rand des Exarchats von Ravenna in unmittelbarer Nachbarschaft und später in Zugehörigkeit zum Langobardenreich wichtig. Alte römischrechtliche Traditionen überschneiden sich hier mit langobardischen und lebensrechtlichen. Die Wiederentdeckung der Digesten verschärft die Gegensätze der Rechtskulturen in radikaler Weise und lässt gerade in diesem Übergangsbereich nach neuen Lösungen suchen. Die Auseinandersetzung zwischen Kaiser und Papst kommt als Spannungsfeld hinzu. Nicht nur das römische Kaiserrecht lebt in Bologna neu auf, auch das Kirchenrecht erfährt hier mit dem *Decretum Gratiani* um 1140 eine umfassende Synthese.<sup>123</sup> „Concordantia discordantium canonum“ ist der Titel dieses Basiswerks der Kanonistik. Er benennt ein Leitmotiv nicht nur der neuen Rechtswissenschaft, sondern des wissenschaftlichen Aufbruchs insgesamt, der am Anfang der europäischen Universität steht: die kritisch-rationale Bewältigung von neu bewusst gewordenen Spannungsfeldern.<sup>124</sup>

Für die Anfänge der Universität Bologna entscheidend ist die wissenschaftliche Innovation, nicht die organisatorische. Das Wirken des Magisters Irnerius auf dem Gebiet des römischen Rechts zu Beginn des 12. Jahrhunderts bedeutet eine neue Weichenstellung, ebenso das der Autoren des „Decretum Gratiani“ um 1140/50 auf dem Gebiet des Kirchenrechts.<sup>125</sup> Modernisierungsprozesse in den „artes liberales“ gehen voraus. Das Aufkommen korporativer Organisationsformen liegt viel später und ist im Vergleich dazu von geringerer Bedeutung – ganz zu schweigen von den Erstnennungen der Bezeichnung „universitas“. Bologna gilt als Prototyp der sogenannten „Scholarenuniversität“ bzw. „Studentenuniversität“, die der „Magisteruniversität“ – etwa nach dem Muster von Paris – gegenübergestellt wird.<sup>126</sup> Gemeint sind damit unterschiedliche Formen des Zusammenschlusses, auf denen der Universitätsbetrieb basiert. In Bologna sind solche Zusammenschlüsse erst im zweiten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts greifbar, dürften allerdings schon auf das ausgehende 12. Jahrhundert zurückgehen.<sup>127</sup> Die beiden ältesten sind die „Universitas Citramontanorum“ und die „Universitas Ultramontanorum“. In ihnen waren die Rechtsstudenten von diesseits und jenseits der Alpen organisiert – nach engeren Herkunftsgebieten weiter in „nationes“ untergliedert. Die Magister der Rechtswissenschaften gehörten den beiden „universitates“ nicht an, weil sie in der Regel Bürger der Kommune waren, gegen die sich der korporative Zusammenschluss richtete. Auch die Studenten anderer Fachgebiete – Mediziner, „Artisten“ und Schüler der „ars notariae“ gehörten nicht den beiden alten „universitates“ an. Die Artisten schlossen sich ein Jahrhundert später zu einer eigenen „universitas“ zusammen – allerdings

<sup>123</sup> Hartmut ZAPP: *Corpus iuris canonici*. In: Lexikon des Mittelalters 3, Stuttgart 1999, Sp. 263-9; DERSELBE: *Decretum Gratiani*, ebda. Sp. 625. Diese große Summe des Kirchenrechts wird neuerdings zwei Autoren zugeschrieben – „Gratian I“ und „Gratian II“ benannt. Dazu: Anders Winroth: *The Making of Gratian's Decretum*, Cambridge 2000.

<sup>124</sup> Das diesem Titel zugrunde liegende Prinzip als entscheidenden Beitrag zur Entwicklung der scholastischen Methode betont Olaf PEDERSEN: *The first universities. Studium generale and the origins of university education in Europe*, Cambridge 1997, 127.

<sup>125</sup> Robert I. MOORE: *Die erste europäische Revolution. Gesellschaft und Kultur im Hochmittelalter*, München 2001, 186 f.

<sup>126</sup> VERGER, *Grundlagen*, 50-53.

<sup>127</sup> Paolo COLLIVA: *Bologna C, Universitates*. In: Lexikon des Mittelalters 2, Stuttgart 1999, Sp. 381-7; VERGER, *Grundlagen*, 32; Alexander GIEYSZTOR: *Organisation und Ausstattung*. In: RÜEGG (Hg.), *Geschichte 1*, 110; STEFFEN, *Autonomie*, 43-76.

nicht in „Citramontani“ und „Ultramontani“ getrennt. Soll man aufgrund dieser eigenartigen Organisationsform von drei mittelalterlichen Universitäten in Bologna sprechen? Mit unserem heutigen Wortgebrauch wäre das wohl kaum in Einklang zu bringen. Ist der Begriff „Scholarenuniversität“ angebracht? Wenn man sich vom mittelalterlichen Wortgebrauch von „universitas“ löst, besteht dazu kein Anlass. Im Mittelalter wurde dieser Begriff für vielfältige Sozialformen mit korporativem Charakter verwendet, darunter etwa auch die die kommunal organisierte Stadtgemeinde, die „universitas civium“. <sup>128</sup> Er hatte damals keinen besonderen Bezug zur Wissenschaft. Wenn sich Studenten zu „universitates“ zusammenschlossen, so ganz allgemein zur Wahrung ihrer Interessen. In Bologna waren ihre Interessen vor allem durch die Kommune gefährdet, der sie nicht angehörten und auf deren Entscheidungen sie nur durch Aktivitäten als Korporation Einfluss nehmen konnten. Es handelte sich also um eine Organisationsform neben und zum Teil gegen die Kommune. Für solche korporative Zusammenschlüsse gab es in der vom Kommunalismus geprägten Städtelandschaft Oberitaliens viele Vorbilder und Ansatzpunkte. Gerade Bologna war eine Hochburg des Assoziationswesens <sup>129</sup> - innerhalb wie außerhalb der Bürgergemeinde. Die Studenten – nicht die Magister – standen außerhalb. Wie andere Fremde in der Stadt – etwa Kaufleute gleicher Herkunftsgebiete – schlossen sie sich in „universitates“ bzw. „nationes“ zusammen. <sup>130</sup> Durch die Wissenschaft und ihre Lehre bedingt waren solche Organisationsformen zunächst nicht. Aber sie bildeten eine sozialstrukturelle Grundlage, in der sich akademisches Leben unabhängig entwickeln konnte.

Über die Sozialformen des Studiums in Bologna im 12. Jahrhundert wissen wir wenig. Den „universitates“ und „nationes“ sind „societates“ als Organisationsformen des Lehrens und Lernens vorausgegangen. <sup>131</sup> An das Vorbild von Klosterschulen ist dabei nicht zu denken, eher an das der städtischen „consorzerie“ – Geschlechterverbände, wie sie bei der Entstehung der Kommune eine wichtige Rolle gespielt haben. So war Irnerius, frühes Oberhaupt der Lehrsozietät, zugleich auch Mitglied einer städtischen „societas“. <sup>132</sup> Die Magister gehörten größtenteils dem Laienstand an. Sie hielten Unterricht gegen Honorar. Die Lehrveranstaltungen fanden in Privathäusern statt, in gemieteten Räumen, in öffentlichen Gebäuden oder in Kirchen. <sup>133</sup> Irnerius lehrte in der Klosterkirche San Procolo, sein Schüler Bulgarus im eigenen Haus, Placentinus im Palast einer Adelsfamilie. Ganz analog zur Kommune wurden die Ratsversammlungen der Universität in Pfarrkirchen, in Klosterkirchen und auch in der Domkirche abgehalten. Erst im 15. Jahrhundert wurde ein Lehrsaalgebäude errichtet. <sup>134</sup> Eine feste Bindung an Örtlichkeiten bestand also lange Zeit hindurch nicht, weil gar kein baulicher Besitz gegeben war. <sup>135</sup> Die Universität bezog ihre Kontinuität nicht aus der Bindung an einen bestimmten Gebäudekomplex, sondern aus ihrem Charakter als besonders privilegierter Personenverband. Durch diese Freiheit von örtlicher Bindung besaß sie auch die Möglichkeit der Abwanderung - eine starke Waffe gegen Versuche der Einmischung in interne Belange seitens weltlicher und kirchlicher Mächte. Vom Druckmittel der Sezession wurde gerade in der Frühzeit der Universitäten ziemlich häufig Gebrauch gemacht – gerade

<sup>128</sup> VERGER, Grundlagen, 50 f; Eberhard ISENmann: Universitas. In: Lexikon des Mittelalters 8, Stuttgart 1999. Sp. 1247 f; Ernst PITZ: Universitas civium“, ebda., Sp. 1248 f.

<sup>129</sup> Le Corporazioni di Bologna. Una Repubblica fondata sul Lavoro,

[http://www.liceosabin.it/~veneziano/medioevo/miniature/corporazioni/0-inizio\\_centra....](http://www.liceosabin.it/~veneziano/medioevo/miniature/corporazioni/0-inizio_centra....) (10.07.2007).

<sup>130</sup> Landsmannschaftliche Zusammenschlüsse von Scholaren finden sich schon lange vor den „universitates“ und „nationes“ von Bologna, so bereits in den 1130er Jahren an der Kathedralschule von Reims (CLASSEN, Studium, 19).

<sup>131</sup> WALTHER, Anfänge, 157.

<sup>132</sup> COLLIVA, Bologna, Sp. 383.

<sup>133</sup> Konrad RÜCKBROD: Universität und Kollegium. Baugeschichte und Bautyp, Darmstadt 1977, 34, 65.

<sup>134</sup> RÜCKBROD, Universität, 71.

<sup>135</sup> RÜCKBROD, Universität, 12.

auch in Bologna.<sup>136</sup> Durch Auszug aus der „Mutter der Rechte“ ist 1204 die Universität von Vicenza entstanden, 1215 die von Arezzo, 1222 die von Padua. Von Padua aus kam es 1228 zur Abwanderung nach Vercelli. In einigen dieser Städte waren bereits vorher Rechtsschulen gegeben, an die die Universität anknüpfen konnte. So spiegelt sich in den Zielorten der Abwanderungsprozesse und den Voraussetzungen, die sie dort vorfanden, die Weite jener ober- und mittelitalienischen Wissenschaftslandschaft, zu deren unbestrittenem Zentrum Bologna aufgestiegen war.

Eine dritte Wissenschaftslandschaft, die im Hochmittelalter für die Entstehung der europäischen Universität große Bedeutung erlangte, lag im nördlichen Frankreich. Leitdisziplinen der Wissenschaftsentwicklung waren hier Theologie und Philosophie. Dementsprechend wurde sie primär von Klerikern getragen, nicht wie in Italien primär von Laien. Wie in allen frühen Wissenschaftslandschaften Europas spielte auch hier der Rückgriff auf die Antike eine entscheidende Rolle. Da kein unmittelbarer Kontakt zu benachbarten Regionen bestand, in denen solche Traditionen weitergegeben wurden, erfolgte der Transfer über weite Distanzen – aus dem islamischen Raum vorwiegend über die Übersetzungszentren in Nordspanien bzw. über Toledo.<sup>137</sup> Zu einer unmittelbaren Koinzidenz von Übersetzungszentren und Wissenschaftszentren ist es also hier nicht gekommen. Wie in der oberitalienischen Wissenschaftslandschaft standen auch in der nordfranzösischen zunächst mehrere bedeutende Schulzentren nebeneinander. Wie dort Bologna hat sich hier Paris zur Universität entwickelt und europaweit Maßstäbe gesetzt.

Die Entstehung von Wissenschaftszentren bzw. Universitäten in Italien einerseits, in Nordwesteuropa andererseits entspricht einer generell bipolaren Struktur des mittelalterlichen Europa, die sich über die Wissenschaftsentwicklung hinaus in vielen gesellschaftlichen Bereichen beobachten lässt. Sie kann hier nur andeutungsweise skizziert werden.<sup>138</sup> Zu den alten Zentren im Mittelmeerraum kamen im Frühmittelalter neue in den Kerngebieten des Frankenreichs hinzu. Im Wesentlichen war es der Raum zwischen Seine und Rhein, in dem sich diese zweite Zentralregion Europas ausbildete. Die ökonomische Basis ist in der sogenannten „Agrarrevolution des Frühmittelalters“ zu sehen, der neue Kulturpflanzen, neue Ackerbaugeräte und neue Formen der Agrarverfassung zugrunde liegen. Politischer Ausdruck der neuen Bedeutung, die die Region gewann, sind die karolingischen Herrschaftszentren, die hier entstanden sind. Die sogenannte „karolingische Renaissance“ mit ihrer Aufwertung des Schulwesens ist das Korrelat dazu im kulturellen Bereich.<sup>139</sup> Seit karolingischer Zeit hat

<sup>136</sup> VERGER, Les universités, 40; RÜCKBROD, Universität, 13; CLASSEN, Studium, 177.

<sup>137</sup> Das so bedeutende Übersetzungszentrum Toledo ist selbst nur begrenzt zum Wissenschaftszentrum bzw. Lehrzentrum geworden. Gunnar WEIMANN: Intrakulturelle Bedingungsfaktoren der interkulturellen Kommunikation: Die Übersetzer Schule von Toledo (<http://uni-leipzig.de/media-analyst/tnehmer/weimann/01-inhal.pdf>, 19.08.2007), 99, formuliert dazu: „Übersetzungen ins Lateinische waren daher fast ausschließlich für den europäischen ‚Markt‘ bestimmt. Sie hatten großen Einfluss in den entstehenden universitären Zentren von Paris, Bologna oder Oxford, nicht aber in dem Land, in dem sie entstanden waren und das für Europa die äußerste Peripherie darstellte“. Anders verhält es sich mit den Übersetzungen aus dem Arabischen ins Altkastilische seit der Mitte des 13. Jahrhunderts. Die Motive der Erzbischöfe von Toledo, die Übersetzungstätigkeit so stark zu fördern, werden neuerdings mehr in der Profilierung gegenüber um den Primat konkurrierenden Hierarchen auf der Iberischen Halbinsel gesehen als in genuin wissenschaftlichen Zielsetzungen. Vgl. dazu Dimitri GUTAS: What was there in Arabic for the Latins to Receive? Remarks on the Modalities of the Twelfth-Century Translation Movement in Spain. In: SPEER/WEGENER (Hg.), Wissen über Grenzen, 9-19, der insgesamt stark dazu tendiert, die Funktion von Übersetzungsarbeit als Herrschaftslegitimation zu betonen. Vgl. dazu oben Anm. 22. Stärker gemeinsame wissenschaftliche Interessen der Übersetzer betonend: BERSCHIN, Mittelalter, 275; FALLEND, Wissenschaftstransfer, 20-22.

<sup>138</sup> Ausführlicher dazu Michael MITTERAUER: Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderwegs, München 2003, vor allem 17-28, 147, 179, 294.

<sup>139</sup> Josef FLECKENSTEIN: Bildungsreform Karls des Großen. In: Lexikon des Mittelalters 2, Stuttgart 1999, Sp. 187-9.

diese Bipolarität des Kulturraums Europa mit seinen beiden Kernregionen im Süden und im Nordwesten als ein Spannungsverhältnis weitergewirkt, das besondere Dynamik ermöglichte. In der Entwicklung des europäischen Universitätswesens kommt diese besondere Dynamik deutlich zum Ausdruck.

Die nordfranzösische Wissenschaftslandschaft, in der im Hochmittelalter die Universität Paris entstand, stellte einen engeren Teilbereich innerhalb der nordwesteuropäischen Kernregion dar.<sup>140</sup> Auch hier muss sich die Darstellung von Querbeziehungen auf Andeutungen beschränken. Der Raum zwischen Chartres und Soissons war landwirtschaftlich besonders begünstigt.<sup>141</sup> Getreidebau und Getreidehandel florierten hier. Die Agrarproduktion ermöglichte ein starkes Wachstum der Städte. Mit den Textilgewerbelandschaften nördlich der Marne ergaben sich nur geringe Überschneidungen. Ebenso lag das Gebiet der Champagne-Messen – der großen Zentren des Handelsaustausches zwischen dem Nordwesten und dem Süden – zwar nahe benachbart, aber doch außerhalb. Mit den Ausgangsgebieten der kommunalen Bewegung im Nordwesten ergeben sich nur teilweise Entsprechungen.<sup>142</sup> Der Kommunalismus dürfte hier auch für die Entwicklung von Institutionen des Bildungswesens keinen ähnlichen Einfluss gehabt haben wie in Oberitalien. Eine deutliche Übereinstimmung ist hingegen mit dem Einflussbereich des kapetingischen Königstums gegeben. Die neuen hohen Schulen entstehen durchgehend bei Bischofssitzen, die mit dem König in Verbindung stehen. Alle wichtigen Wissenschaftszentren der Region sind Kathedralschulen – Laon und Reims, Chartres und Orléans und natürlich vor allem Paris. Wenn man nach räumlichen Übereinstimmungen der nordfranzösischen Wissenschaftslandschaft mit Phänomenen aus anderen Bereichen sucht, so fällt am stärksten die Entsprechung zwischen Kathedralschulen und Kathedralgotik auf. Sie ist nicht zufällig. Architekturentwicklung und Wissenschaftsentwicklung stehen hier im Hochmittelalter in einem engen Zusammenhang.<sup>143</sup> Nicht nur theologische und philosophische Überlegungen finden im Kirchenbau ihren Niederschlag, ebenso auch naturwissenschaftliche Erkenntnisse. Die Sakralkunst als Kontext kann die Anfänge der Universität im nordfranzösischen Raum besser verstehen helfen.

Am Beispiel der Lebensläufe zweier Gelehrter, die in diesem nordfranzösischen Wissenschaftsraum gewirkt haben, sei dessen frühe Entwicklung in den Blick genommen – insbesondere die Bedeutung des Wissenschaftstransfers aus dem islamischen Raum. Gerbert von Aurillac, geboren um 950 in Aquitanien, erhielt seine erste Ausbildung in einem cluniazensischen Kloster in Südfrankreich.<sup>144</sup> Er wollte sie später in Nordfrankreich ergänzen, bezeichnenderweise nicht in einem Kloster, sondern in einer Kathedralschule. Die geistige Führung war damals schon auf diesen Schultyp übergegangen, der im nordfranzösischen Raum ein besonders hohes Niveau erreichte. Zuvor aber ging Gerbert auf drei Jahre nach Katalonien, wo er über mozarabische Christen mit der arabischen Wissenschaft in Berührung kam.<sup>145</sup> Ohne selbst zu übersetzen, übernahm er hier viel an arabischem und hellenistischem Wissen, das er in seine Werke einarbeitete, vor allem auf dem Gebiet der Mathematik und der Astronomie. Nach seiner Rückkehr aus Spanien setzte er seine Studien an der Kathedralschule

---

<sup>140</sup> Zu den frühen Zentren dieser Wissenschaftslandschaft CLASSEN, Studium, 5.

<sup>141</sup> Georges DUBY: Die Zeit der Kathedralen. Kunst und Gesellschaft 980-1420, Frankfurt a. M. 1992, 220, 295.

<sup>142</sup> Zu diesen Ernst PITZ: Europäisches Städtewesen und Bürgertum. Von der Spätantike bis zum hohen Mittelalter, Darmstadt 1991, 355-360.

<sup>143</sup> Georges DUBY: Die Zeit der Kathedralen, vor allem 170-233, hat solche sonst wenig beachteten Zusammenhänge in verschiedenen Bereichen überzeugend dargestellt. Mit dem Schwerpunkt Chartres dazu auch Otto von SIMSON: Die gotische Kathedrale. Beiträge zu ihrer Entstehung und Bedeutung, Darmstadt 1968.

<sup>144</sup> Hans-Henning KORTÜM/Ute LINDGREN: Gerbert von Aurillac. In: Lexikon des Mittelalters 4, Stuttgart 1999, Sp. 1300-1302; PEDERSEN, Universities, 106-8.

<sup>145</sup> NORTH, Grundlagen. In: RÜEGG (Hg.), Geschichte, 305.

von Reims fort, deren Leitung er bald darauf übernahm.<sup>146</sup> Sein Schüler Richer berichtet von seinem Unterricht, welche Werke des Aristoteles er behandelte.<sup>147</sup> Mit ihm beginnt also die Aristoteles-Rezeption in der nordfranzösischen Wissenschaftslandschaft. Er beherrscht dessen Logik, unternimmt Textvergleiche, glossiert Autoren, auf die er sich stützt. Sowohl in seiner Lehre als auch in seinen Werken zeigt er eine für seine Zeit außerordentliche wissenschaftliche Breite. Seine geistliche Karriere führte ihn schließlich als Papst Silvester II. 999 an die Spitze der Kirche. In Nordfrankreich wirkte er vor allem durch seine Schüler und deren Schüler weiter, die das Studium an den Kathedralschulen dieses Raums nachhaltig prägten, insbesondere durch Fulbert von Chartres.<sup>148</sup>

Um 1080 wurde Adelard von Bath geboren.<sup>149</sup> Er besuchte zunächst eine Klosterschule in seinem englischen Heimatort, dann aber auch eine der großen nordfranzösischen Kathedralschulen, nämlich die von Tours. 1105 unternimmt er seine erste große Studienreise in den Mittelmeerraum, bei der er Salerno besucht, das er als berühmte Medizinschule preist, weiters Sizilien, Griechenland und vielleicht auch schon Toledo. Bereits damals muss er mit der arabischen Wissenschaft in Berührung gekommen sein. Nach seiner Rückkehr lehrt er an der Kathedralschule von Laon. In den damals verfassten „Quaestiones naturales“ reflektiert er auf subtile Weise das Spannungsverhältnis zwischen den traditionellen „Gallicae sententiae“ und den neuen „Arabica studia“, wobei er allein die Vernunft als Richtmaß akzeptiert.<sup>150</sup> Deutlich wird an dieser Gegenüberstellung die von Adelard als Einheit empfundene französische Wissenschaft in ihrem Kontrast zu der von ihm als stärker rational gesehenen arabischen. Diese „arabischen Studien“ hat er durch weitere Reisen nach Sizilien Kleinasiens, Syrien, Spanien und vielleicht Nordafrika vertieft, von denen er Manuskripte mitbrachte, die er ins Lateinische übersetzte. Von seinen Übersetzungen hellenistischer Autoren aus dem Arabischen ist die des Euklid die wichtigste, von den von arabischen im engeren Sinne die der astronomischen Tafeln des al-Hwarizmi. Wie Gerbert hat Adelard der abendländischen Wissenschaft arabisch-hellenistisches Wissen durch Verarbeitung in seinen eigenen Schriften vermittelt. Anders als Gerbert hat er auf breiter Basis durch Übersetzungen gewirkt – ein qualitativer Entwicklungssprung in der Rezeption dieser Wissenschaftstradition, die über die „Gallicae sententiae“ seiner Zeit hinausführte.

Die Grundlagen der nordfranzösischen Wissenschaftslandschaft reichen weit zurück. Entscheidende Voraussetzungen waren sicher durch die Bildungsreformen der Karolingerzeit gegeben. Sie hatten im Zentralraum des Reiches intensiver gewirkt als in Randgebieten, in den höher entwickelten städtischen Zentren des Westens stärker als im Osten. Laon, Reims, Orléans waren Herrschaftsmittelpunkte der westfränkischen Karolinger, Paris dann die bevorzugte Residenz der sie ablösenden Kapetinger. Die karolingischen Reformen bezweckten eine Hebung des Bildungsniveaus in allen Zentren der Reichskirche – sowohl in Klöstern als auch in Domstiften. In der Bedeutung für die wissenschaftliche Bildung ist es zwischen diesen geistlichen Stätten zu einer Verschiebung gekommen: Die Klosterschulen

---

<sup>146</sup> Zu Gerbert von Aurillac und anderen Lehrern der Schule von Reims als Bindeglieder zwischen der „karolingischen Renaissance“ und der „Renaissance des 12. Jahrhunderts“ David E. LUSCOMBE: *Dialectic and Rhetoric in Ninth and Twelfth Centuries*. In: Johannes FIED (Hg.): *Dialektik und Rhetorik im frühen und hohen Mittelalter*, München 1997, 9.

<sup>147</sup> PEDERSEN, *Universities*, 106 f.

<sup>148</sup> PEDERSEN; *Universities*, 128.

<sup>149</sup> Heinrich SCHIPPERGES/Erwin NEUENSCHWANDNER: Adelard von Bath. In: *Lexikon des Mittelalters* 1, Stuttgart 1999, Sp.144; Adelard of Bath (c.1080-c1160), The first English scientist, <http://www.brsls.org/adelard.htm> (01.08.2007).

<sup>150</sup> SPEER, *Wissen über Grenzen*, XVIII.

treten zurück, die Domschulen gewinnen an Niveau.<sup>151</sup> Die Schulen von Stadtklöstern nehmen dabei eine Sonderstellung ein. Auch sie sind am Aufschwung beteiligt. Die Urbanisierung der Gesellschaft und die Reaktion der Kirche auf diesen Prozess beeinflussen das kirchliche Bildungswesen. Im Kloster hat Gelehrsamkeit eine andere Zielsetzung als beim Kathedralklerus der Bischofsstädte, wo es um die Ausbildung der Seelsorger geht. Idealtypisch gegenübergestellt führt die „lectio“ der Bibel und der Väterschriften im einen Fall über die „meditatio“ zur „oratio“, im anderen über die „disputatio“ zur „praedicatio“.<sup>152</sup> Papst Gregor VII. machte im Zuge der Kirchenreform 1077 die Klerusausbildung in Kathedralschulen zur allgemein verbindlichen Norm.<sup>153</sup> Auf höchstem Niveau realisiert war diese Forderung damals schon im nordfranzösischen Raum – seit karolingischer Zeit kontinuierlich weiterentwickelt. Deshalb hatten die Kathedralschulen dieser Region von weither Zulauf. Gerbert von Aurillac und Adelard von Bath sind dafür illustrative Beispiele.

Mit der Bedeutungsverschiebung zwischen den Bildungsinstitutionen Klosterschule und Domschule kam es zu Veränderungen im Lehrer-Schüler-Verhältnis. Die Einzelbetreuung trat zurück, große Schülerzahlen wurden zur Regel. Der Domscholaster Anselm von Laon etwa hatte um 1100 so großen Zulauf, dass es in der Stadt zu einem Mangel an Studentenquartieren kam.<sup>154</sup> Für Unterricht wurde Geld genommen, was von den französischen Bischöfen zum Unterschied vom kirchlichen Standpunkt anderwärts als unproblematisch angesehen wurde.<sup>155</sup> So konnten auf Honorarbasis neben den Kathedralschulen auch andere entstehen. Diese Form des Entgelts führte zwischen den Magistern zu Konkurrenzsituationen. Bedeutende Gelehrte zogen von weither Studenten an.<sup>156</sup> Charismatische Lehrer konnten einer Schule zu raschem Aufstieg verhelfen, aber auch durch ihren Abgang Schaden zufügen. Und die Entwicklung der hohen Schule war für die ganze Schulstadt von Bedeutung. Schon in der präuniversitären Phase zeichnet sich an den nordfranzösischen Kathedralschulen das späterhin so charakteristische Phänomen der studentischen Mobilität ab.<sup>157</sup> Bei verschiedenen Magistern an unterschiedlichen Schulen neues Wissen zu erwerben, wird zum Karrieremuster. Das führt zu Austausch, der die Wissenschaftsentwicklung stimuliert. Aber auch die Magister sind unter Druck, Neues und Eigenständiges zu bieten. Der Wissenstransfer durch Übersetzungen gewinnt in diesem Kontext an Bedeutung.

Von den großen Kathedralschulen der nordfranzösischen Wissenschaftslandschaft ist nur eine zum Ausgangspunkt für eine frühe Universität geworden, nämlich Paris. Der Schule von Orléans wurden erst 1306 vom Papst die Privilegien einer Universität verliehen. Die Frage: Warum Paris? Hat in einer sehr grundsätzlichen Debatte über die Entstehungsfaktoren der mittelalterlichen Universität eine interessante Rolle gespielt. 1956 formulierte Herbert Grundmann in seinem berühmten Vortrag bzw. Aufsatz „Vom Ursprung der Universität im Mittelalter“ eine vielfach übernommene These:<sup>158</sup> „Primär aber und konstitutiv, wahrhaft grundlegend und richtungsweisend für Ursprung und Wesen der Universitäten als ganz

<sup>151</sup> PEDERSEN, Universities, 106; JOHANEK, Klosterstudien , 41; DUBY, Kathedralen, 194-204; LE GOFF, Die Intellektuellen, 15-19; Heinrich FICHTENAU, Ketzer und Professoren. Häresie und Vernunftglaube im Hochmittelalter, München 1992, 245-257.

<sup>152</sup> JOHANEK, Klosterstudien, 42; Isnard Wilhelm FRANK: Kirchengeschichte des Mittelalters, Düsseldorf 1984, 134.

<sup>153</sup> FICHTENAU, Ketzer, 247.

<sup>154</sup> VERGER, Les universités, 23.

<sup>155</sup> Jacques VERGER: Die Universitätslehrer. In: RÜEGG (Hg.) Geschichte, 144; Detlev ILLMER, Die Rechtsschule von Orléans und ihre deutschen Studenten. In: FRIED (Hg.), Schulen, 415; LE GOFF, Die Intellektuellen, 101-104.

<sup>156</sup> LE GOFF, Die Intellektuellen, 28.

<sup>157</sup> Joachim EHLERS: Domschulen. In: Lexikon des Mittelalters 3 Stuttgart 1999, Sp. 1229

<sup>158</sup> Darmstadt 1957, 40.

neuartiger Gemeinschaftsbildungen, Lehr- und Lernstätten sind weder die Bedürfnisse der Berufsbildung oder der Allgemeinbildung, noch staatliche, kirchliche oder sozialökonomische Impulse und Motive, sondern – kurz gesagt – das gelehrt wissenschaftliche Interesse, das Wissen- und Erkennen-Wollen“, der „amor sciendi“. Dieser idealistischen These stellte Peter Classen 1964 eine eher sozialhistorisch orientierte gegenüber und verdeutlichte sie am Beispiel von Paris und Chartres.<sup>159</sup> Die reine Liebe zur Wissenschaft hätte um 1150 Chartres besser verkörpert als Paris. So stellt sich die Frage, warum hier und nicht dort eine Universität entstand. „Es scheint, dass neben den geistigen auch andere Kräfte und Motive mitgewirkt haben, die erst die Universität als neue soziale Form möglich machten.“ Und er zitiert als Beleg für solche weniger idealistischen Motive das Bekenntnis des großen Pariser Theologen und Philosophen Petrus Abaelardus, der in seiner Lebensgeschichte bekennt, er habe bis zur tragischen Wende seines Lebens, nur aus Habgier und Ehrgeiz („pecunie et laudis cupiditas“) gelehrt. Solche Interessen dem „Geist von Chartres“<sup>160</sup> entgegenzustellen, vereinfacht sicher. Der so unterschiedliche Weg der beiden großen Schulen bleibt erkläungsbedürftig.

Chartres besaß eine sehr alte Kathedralschule.<sup>161</sup> Ihr hohes Ansehen begründete Fulbert von Chartres, der namhafteste Theologe des beginnenden 11. Jahrhunderts. Sein Schüler-Verhältnis zu Gerbert von Aurillac wurde schon angesprochen. In Chartres war er zunächst Kanzler und Leiter der Domschule, seit 1006 dann Bischof. Als solcher begann er den großartigen Neubau der Kathedrale, deren Konzept mit den wissenschaftlichen Ideen der Schule von Chartres eng verbunden ist. Der Ausbau der Bibliothek bedeutete für das von ihm geschaffene Wissenschaftszentrum einen institutionellen Kontinuitätsfaktor. Bedeutende Wissenschaftlernpersönlichkeiten folgten auf Fulbert, die innerhalb der Schule vielfältige fachliche Akzente setzten. Ivo von Chartres genoss hohe Autorität auf dem Gebiet des Kirchenrechts. In der gregorianischen Kirchenreform diente seine Sammlung von Kanones als Rechtshandbuch. Seine juridischen Distinktionen halfen, Grundsatzfragen des Investiturstreits zu lösen. Gilbert von Poitiers, seit 1126 Leiter der Domschule galt als einer der anregendsten Theologen seiner Zeit. Um 1140/50 wurde Thierry von Chartres Kanzler, den ein Zeitgenosse als den hervorragendsten Philosophen seiner Zeit bezeichnete. Im Bereich der medizinischen Wissenschaft wurde über Salerno schon die erste Welle der Übersetzungen aus dem arabischen Raum rezipiert – gleichzeitig mit Montpellier dann auch die zweite. Bernhard von Chartres, Kanzler der Schule etwa 1119/26, hat sich in seinen Schriften ausführlich mit dem Verhältnis von „antiqui“ und „moderni“, also von antiker und mittelalterlicher Wissenschaft beschäftigt und dafür das berühmt geworden Bild von den Zwergen auf den Schultern von Riesen gebraucht, das so anschaulich die Bedeutung der Antikenrezeption für die Wissenschaftsentwicklung seiner Zeit zum Ausdruck bringt:<sup>162</sup> „Wir sind auf den Schultern von Riesen hockende Zwergen. Wir sehen so mehr und weiter als sie, nicht weil unsere Sicht schärfer oder unser Wuchs größer ist, sondern weil sie uns in die Lüfte heben und uns um ihre ganze gigantische Größe erhöhen...“. Chartres war unter den nordfranzösischen Kathedralschulen, die sich um diesen Wissenstransfer bemühten, führend. Und trotzdem ist hier keine Universität entstanden.

---

<sup>159</sup> CLASSEN, Studium, 4-7. Vgl. dazu RÜEGG, Themen, in RÜEGG (Hg.), Geschichte, 29, sowie Rudolf KÖHN: Schulbildung und Trivium im lateinischen Hochmittelalter und ihr möglicher praktischer Nutzen. In: FRIED (Hg.), Schulen, 208.

<sup>160</sup> LE GOFF, Die Intellektuellen, 54.

<sup>161</sup> Heinrich SCHIPPERGES: Chartres, Schule von, in: Lexikon des Mittelalters 2, Stuttgart 1999, Sp.1755-8, LE GOFF, Die Intellektuellen, 54-65.

<sup>162</sup> LE GOFF, Die Intellektuellen, 21.

Eine zweite sehr alte Kathedralschule des nordfranzösischen Raums, die zunächst einen Entwicklungsvorsprung vor Paris hatte, war die von Laon.<sup>163</sup> Ihre Bedeutung liegt weniger in der Breite des Spektrums der behandelten wissenschaftlichen Fächer als in der methodischen Innovation. In Laon wurde erstmals die Bibel theologisch glossiert.<sup>164</sup> Es ging hier um eine rationale, systematisch angelegte Gesamtsicht der Glaubenswahrheiten. Dazu sollten theologische Erkenntnisse aufbereitet werden. Das Sammeln, Kompilieren und Glossieren erbrachte für Lehrer und Schüler ein brauchbares und verlässliches Lehr- und Lernmaterial. In der Schule von Laon wurde ein umfassendes Glossenwerk zum Alten und zum Neuen Testament angelegt, die später sogenannte „Glossa ordinaria“. Anselm von Laon, von ca. 1080 bis 1117 das Schuloberhaupt, und seine Mitarbeiter bearbeiteten ältere Kompilationen. Sie erklärten den Text interlinear oder marginal mit Sentenzen von Kirchenvätern, aber auch von zeitgenössischen Lehrern zu Inhalt, Stil, Grammatik und Logik. Dass neben den Kirchenvätern auch Gelehrte der eigenen Zeit als Autoritäten anerkannt wurden, war neu und bewirkte eine dynamische Weiterentwicklung. Die Theologie konnte sich so über eine bloße Bibellexegese hinaus zu einer Wissenschaft mit divergierenden Meinungen entfalten.<sup>165</sup> Mit der Einführung von Quästionen in die Kommentare zur Heiligen Schrift wurde der Text zum Ausgangspunkt dialektischer Erörterungen theologischer Probleme. Dass die Methode des Glossierens auf die Heilige Schrift selbst angewandt wurde, war ein wichtiger Schritt zur rationalen Reflexion des geoffenbarten Glaubensguts – wie schon besprochen in allen Offenbarungsreligionen ein schwieriges Spannungsfeld. Die Scholastik hat sich in der westlichen Christenheit diesem Spannungsfeld zwischen Offenbarung und Vernunft gestellt und damit die Entwicklung von Theologie und Philosophie als Wissenschaft ermöglicht. Methodisch wurde dazu in der Schule von Laon wichtige Vorbereitungsarbeit geleistet. Auch als Lehrer hatte Anselm von Laon Bedeutung. Nicht nur aus Frankreich kamen Schüler zu ihm, auch aus England, Deutschland, Italien.<sup>166</sup> Der große Andrang zu seiner Schule führte in der Stadt zu Quartiernot. Die innovative Phase der Schule von Laon war allerdings nicht von Dauer. Auch der Zulauf der Studenten ließ nach. Laon entwickelte sich nicht vom Wissenschaftszentrum zur Universitätsstadt.

Später als Chartres und Laon wird Paris zum überregional bedeutsamen Wissenschaftszentrum. Der erste große Lehrer, der hier die Studenten von weither anlockt, ist der Theologe und Philosoph Wilhelm von Champeaux, ein Schüler des Anselm von Laon.<sup>167</sup> Um 1095 beginnt er an der Domschule von Notre-Dame zu lehren. Die Kathedralschule steht also auch in Paris zunächst im Vordergrund. Das ändert sich allerdings rasch. Die fortschrittlichen Schulen entwickeln sich abseits der Kathedrale.<sup>168</sup> Paris verfügt damals schon über mehrere Stadtklöster, die Immunität besitzen und auch für ihre Schulen Unabhängigkeit fordern – die Cluniazenser-Klöster St.Denis und St. Martin, vor allem die Kanonikerstifte Ste.Geneviève und St.Victor. In Ste.Geneviève begründet Abälard seine Schule.<sup>169</sup> Heftige Auseinandersetzungen mit seinem einstigen Lehrer und nunmehr erbitterten Gegner Wilhelm von Champeaux hatten ihn gezwungen, Paris zu verlassen und in Corbeil bzw. Melun zu

<sup>163</sup> Heinrich J. F. REINHARDT, Laon, Schule von, in: Lexikon des Mittelalters 5, Stuttgart 1999, Sp. 1712-14. Zu den karolingischen Wurzeln der Schule von Laon sowie den Griechisch-Kenntnissen der gelehrten Iren, die hier wirkten, BERSCHIN, Mittelalter, 167-9.

<sup>164</sup> Zur Glosse als entscheidendem Schritt auf dem Weg der Verwissenschaftlichung in der Scholastik: Rolf SCHÖNBERGER: Scholastik. In: Lexikon des Mittelalters 7, Stuttgart 1999, Sp. 1521-1526.

<sup>165</sup> Monika ASZTALOS: Die Theologische Fakultät. In: RÜEGG (Hg.), Geschichte, 360.

<sup>166</sup> ASZTALOS, Theologische Fakultät, 360.

<sup>167</sup> Klaus A. JACOBI: Wilhelm von Champeaux. In: Lexikon des Mittelalters 9, Stuttgart 1999, Sp. 167 f.

<sup>168</sup> Joachim EHLERS: Paris. Die Entstehung der europäischen Universität, in: DEMANDT (Hg.) Stätten des Geistes, 76.

<sup>169</sup> Rolf PEPPERMÜLLER, Abaelard. In: Lexikon des Mittelalters 1, Stuttgart 1999, Sp. 7-10; LE GOFF, Die Intellektuellen, 40; CLASSEN, Studium, 3; PEDERSEN, First Universities, 130

lehren. Scharenweise waren die Studenten dem charismatischen Lehrer gefolgt. Bald konnte er wieder zurückkehren. Die Lage seiner Schule bestimmte langfristig die Pariser Universitätstopographie. Nicht die Ile de la Cité mit der Domkiche wurde zum Mittelpunkt des akademischen Lebens, sondern die Montagne de Sainte Geneviéve am linken Seine-Ufer.<sup>170</sup> Die Universität Paris ist eben nicht primär aus der Domschule hervorgegangen. Progressive Lehrer wie Abälard, die die Studenten anzogen, haben mit der Standortwahl ihrer Schulen diese Entscheidung herbeigeführt. Fortschrittliche Wissenschaft war sicher der maßgebliche Grund, weshalb Paris im 12. Jahrhundert die übrigen Kathedralschulen Nordfrankreichs überholte. Darüber hinaus aber wirkte wohl die besondere Urbanität dieser Stadt für die Scholaren attraktiv.<sup>171</sup> Paris wuchs damals zu einer der größten Städte Europas an. Sicher ergab sich dieses Wachstum im Wesentlichen aus dem Residenzcharakter der Stadt. Das kapetingische Königtum war wohl die fortschrittlichste Monarchie der Epoche. Die Entwicklung von Paris zum Wissenschaftszentrum lässt sich jedoch keinesfalls mit der zum Herrschaftszentrum in einen unmittelbaren Bewirkungszusammenhang bringen. Die Magister der Pariser Schulen waren alles andere als Hofgelehrte. Das Studium entwickelte sich hier eigenständig – als eine dritte Kraft neben Hof und Domkirche.

Die Vielzahl kirchlicher, aber auch privater Schulen im Paris des 12. Jahrhunderts, vor allem aber die zahlreichen Studenten, die sie aufsuchten, bedurften gegenüber den alten Domschulen neuer sozialer Organisationsformen. Erst mit zeitlicher Verzögerung folgten diese den wissenschaftlichen Innovationen. In Paris sind jedenfalls erst Anfang des 13. Jahrhunderts korporative Sozialformen belegt. In Privilegien dieser Zeit wird von „universitas“, „communitas“, „societas“ oder „consortium“ gesprochen.<sup>172</sup> Überraschend erscheint, welche Funktionen solcher bruderschaftlichen Organisationsformen genannt werden, etwa die Hilfe gegenüber kranken Magistern und Scholaren sowie das Begräbnis von verstorbenen.<sup>173</sup> Die „universitas“ im Verständnis der Zeit unterscheidet sich noch wenig von Gilden und Zünften bzw. von Landsmannschaften fremder Mitbewohner in der Stadt. Sie ist keineswegs eine spezifisch wissenschaftliche Sozialform. Anders als in Bologna, wo es sich bei den Magistern primär um Bürger der Stadtgemeinde handelt, sind die Professoren in Paris von vornherein bei den korporativen Zusammenschlüssen mit dabei. Auch sie sind ja in der Stadt Fremde. So wird die „universitas“ hier zu einer „universitas magistrorum et scholarium“. Ob man deshalb von einer „Magisteruniversität“ sprechen soll, sei dahingestellt.<sup>174</sup> Anders als in Bologna ist in Paris die Universität ein „corpus ecclesiasticum“.<sup>175</sup> Professoren wie Schüler werden als Kleriker angesehen. Aus der Genese der Universität ist dieser Charakter verständlich. Sie ist aus einer Vielzahl von Schulen entstanden. Das unterscheidet sie von den anderen alten Kathedralschulen, die nicht zu Universitäten wurden. Diese vielen Schulen, deren Magister und Scholaren sich zu einer „universitas“ zusammenschlossen, waren aber doch mehrheitlich geistliche Anstalten. Über sie alle beanspruchte die Domkirche die Kontrolle der Lehre. Mit der Hilfe des Papstes gelang es, sich aus der Abhängigkeit von der Domkirche zu befreien. Dazu kam es in den anderen Kathedralschulen nicht. Sie blieben, was sie bisher waren. Im Mittelpunkt der Auseinandersetzung zwischen „universitas“ und Domkirche stand die Vergabe der „licentia docendi“. Während sich Bologna seinen Charakter als autonome Korporation gegen die Kommune erkämpfte, gelang das in Paris gegen den Bischof und seinen Kanzler.

<sup>170</sup> LE GOFF, Die Intellektuellen, 43.

<sup>171</sup> LE GOFF, Die Intellektuellen, 28-30.

<sup>172</sup> Jacques VERGER: A propos de la naissance de l'université de Paris: contexte social, enjeu politique, portée intellectuelle. In: FRIED (Hg.), Schulen, 75.

<sup>173</sup> VERGER, A propos, 78.

<sup>174</sup> Zur Problematik der Typologie „Magisteruniversität“ versus „Scholarenuniversität“ vgl. oben.

<sup>175</sup> EHLERS, Paris, 77 und 79.

Die drei Wissenschaftslandschaften, in denen die Anfänge der europäischen Universität zu suchen sind, zeigen im 11. und 12. Jahrhundert noch sehr unterschiedliche Strukturen des höheren Bildungswesens. Seit dem 13. Jahrhundert kommt es dann zu Ausgleichstendenzen.<sup>176</sup> Der räumliche Rahmen, innerhalb dessen diese Tendenzen abspielen, ist die lateinische Christenheit, die Westkirche, die man wegen ihrer Zentralisierung auf den Papst hin zu Recht als „Papstkirche“ charakterisieren kann. Die Entwicklung der europäischen Universität vollzieht sich ausschließlich im räumlichen Rahmen der Papstkirche. Sie erscheint auf zwei Ebenen durch diesen Kontext bedingt – durch intensivierte gesellschaftliche Kommunikation im Großraum der Westkirche im allgemeinen und durch gezielte Universitätspolitik der Päpste im besonderen. Die europäische Universität ist ein spezifisches Kulturmuster, das sich ohne seine Wurzeln in der Papstkirche des Hoch- und Spätmittelalters nicht begreifen ließe

In keiner der behandelten Wissenschaftslandschaften lässt sich von Anfang an ein Einfluss des Papsttums beobachten. Die Entwicklung der wissenschaftlichen Lehre geht auf andere Wurzeln zurück. Auch wenn Zusammenhänge mit der Kirchenreform erkennbar sind wie in Montecassino bzw. Salerno – nirgendwo hat sie in ihrer Frühphase von Rom her einen entscheidenden Impuls bekommen. Eingriffe seitens der Päpste in die neuen Institutionen der höheren Bildung erfolgten erst in den letzten Jahrzehnten des 12. und im beginnenden 13. Jahrhundert.<sup>177</sup> Die wesentlichen Motive der nun einsetzenden Universitätspolitik der Päpste wird man vor allem in drei Bereichen zu suchen haben.<sup>178</sup> Zunächst ging es um die Rechtgläubigkeit. Die Entstehungszeit der Universitäten ist auch die Zeit des Aufkommens von häretischen Bewegungen innerhalb der Westkirche. Die Universitäten sollten nun für den Kampf gegen die Ketzer in Dienst genommen werden. Zuvor aber ging es darum, sie selbst von Ketzerei freizuhalten. Ketzertum und Frühscholastik gehören zusammen, weil sie sich vom Glauben ohne kritische Reflexion verabschiedeten. Auch die Katharer bemühten sich um Rationalität in Glaubensfragen.<sup>179</sup> Dann versuchten die Päpste, über die Universitäten den kirchlichen Zentralismus zu stärken. Die Lehrhoheit lag traditionell bei den Bischöfen. Wenn der Papst ihnen die Kontrolle über die „licentia docendi“ bezüglich der Universitäten entzog, stärkte er damit seine Zentralgewalt.<sup>180</sup> Die Vorgehensweise war dabei ähnlich wie bei den großen Ordensgemeinschaften. Direkt dem Papst unterstellt schwächten sie die regionale Gewalt der Bischöfe und stärkten die universale des Kirchenoberhaupts.<sup>181</sup> Schließlich waren die Universitäten als qualifizierte Ausbildungsstätten kirchlicher Führungskräfte wichtig.<sup>182</sup> Sowohl für die römische Kurie als auch für die Besetzung von Bischofstühlen wurden gebildete Theologen bzw. Juristen gebraucht. Die Päpste beriefen akademisch Graduierte als Kardinäle. Papst Innozenz III. (1198-1216) hatte in Bologna und in Paris studiert, schon vor ihm Alexander III. (1159-81) in Bologna, wo er zunächst Schüler und dann Nachfolger des

<sup>176</sup> Robert I. MOORE: Die erste europäische Revolution. Gesellschaft und Kultur im Hochmittelalter, München 2001, 188 f.

<sup>177</sup> NARDI, Beitrag, in: RÜEGG (Hg.), Geschichte, 87-91. Walter HÖFLECHNER: Zur Entwicklung wissenschaftlicher Institutionen, 3.1.2 und 3.1.3 <http://gams.uni-graz.at:8080/fedora/get/owiss-wi-065-1/bdef:TEI/get/> (16.08.2007).

<sup>178</sup> RÜEGG, Themen, in: RÜEGG (Hg.), Geschichte, 33; HÖFLECHNER, Zur Entwicklung, 3.1.3.1.

<sup>179</sup> FICHTENAU, Ketzer, 285.

<sup>180</sup> VERGER, Les universités, 24.

<sup>181</sup> LE GOFF, Die Intellektuellen, 78.

<sup>182</sup> Jürgen MIETHKE: Die Kirche und die Universitäten im 13. Jahrhundert. In: FRIED (Hg.), Schulen 292-309; FRIED, Wissengesellschaft 150; CLASSEN, Studium, 127-169.

großen Kanonisten Gratian war.<sup>183</sup> Das Phänomen der „Juristenpäpste“ veranschaulicht, welche Bedeutung die Rechtswissenschaft für die Führung der Kirche gewann.<sup>184</sup>

Eine systematische Universitätspolitik der Päpste begann mit Innozenz III. und wurde von dessen Nachfolgern konsequent fortgesetzt.<sup>185</sup> Sie bediente sich sehr unterschiedlicher Maßnahmen. Im Mittelpunkt dieser Politik stand die Universität Paris – damals schon die bedeutendste der abendländischen Christenheit, theologisch führend und deshalb für die Interessen des Papsttums besonders wichtig. Das „Modell Paris“ sollte für die päpstliche Universitätspolitik maßgeblich werden.<sup>186</sup> Auf der Basis vorausgehender päpstlicher Privilegien und Regelungen gab Robert de Courzon, der Kardinallegat Papst Innozenz III. und früher selbst Magister in Paris, 1215 der Universität eine detaillierte Ordnung.<sup>187</sup> Er legte die Studienprogramme und Studienpläne fest, er regelte die akademischen Bräuche - von offiziellen Versammlungen bis hin zu Todesfällen. Er bestätigte die Regeln für die Examina zur Erreichung der „venia docendi“, er ordnete die Universitätsgerichtsbarkeit, die Festlegung der Mieten in den „hospitia“, die Bestimmungen der Zeiten und Prozeduren für Vorlesungen und Disputationen. Nirgendwo sonst wurden die Vorstellungen der Kirche über die Ordnungen des Universitätslebens so konkret und so ausführlich niedergelegt. Etwa zur gleichen Zeit wie in Paris griff auch in Oxford ein Kardinallegat ein und gab der Universität Statuten.<sup>188</sup> Besonders wichtig für die Ausweitung des päpstlichen Einflusses waren Maßnahmen in Bologna. Zum Unterschied von Paris und den an Paris orientierten Generalstudien war Bologna eine Laienuniversität. Auf der Seite der Scholaren in Auseinandersetzungen mit der Stadtgemeinde eingreifend verfügte der Papst 1219, dass allein der Archidiakon von Bologna dazu berechtigt sei, die Rechte der Kirche bei der Verleihung der „licentia docendi“ auszuüben.<sup>189</sup> In ähnlicher Weise intervenierte damals der Papst auch bei anderen Universitäten, zum Beispiel im südfranzösischen Montpellier.<sup>190</sup>

Etwa zur gleichen Zeit, als die Päpste unmittelbar in die Universitätsentwicklung einzugreifen begannen, förderten sie auch die neu entstandenen Bettelorden, die ihrerseits mit den Universitäten aufs Engste verbunden waren. Georges Duby hat diese Politik auf eine Kurzformel gebracht: „Nach 1225 konstituierten sie auf Befehl des Papstes eine zweite Armee des Wissens“.<sup>191</sup> Die Dominikaner hatten sich von Anfang an die Predigt zur Aufgabe gemacht. Die Franziskaner sollten ihnen auf diesem Weg bald folgen. Predigt auf wissenschaftlicher Basis war das Ausbildungsziel des Bettelordensstudiums.<sup>192</sup> In allen großen Universitätsstädten wurden sukzessive Generalstudien der Bettelorden aufgebaut sowie Professuren mit Mendikanten besetzt. Vielfach kam es darüber zum Konflikt. Zugehörigkeit zum Orden einerseits, zur Korporation der Universität andererseits galt manchen als unvereinbar. Wann immer es zur Auseinandersetzung kam – die Päpste standen auf der Seite der Mönche. Rascher als die Universitäten haben sich die Klöster der Bettelorden über den ganzen Raum der Westkirche verbreitet – mit ihnen verbunden auch die Generalstudien der Orden. Mitunter ist aus einem solchen Studienhaus später die theologische

<sup>183</sup> PEDERSEN, First Universities, 128

<sup>184</sup> RÜEGG, Themen, in: RÜEGG (Hg.), Geschichte, 33.

<sup>185</sup> NARDI, Beitrag, 87-91; VERGER, A propos, 95; LE GOFF, Die Intellektuellen, 77-79; MIETHKE, Die Kirche, 309-320.

<sup>186</sup> MIETHKE, Kirche, 316.

<sup>187</sup> NARDI, Hochschulträger, 88.

<sup>188</sup> NARDI, Hochschulträger, 89.

<sup>189</sup> NARDI, Hochschulträger, 90.

<sup>190</sup> NARDI, Hochschulträger, 91.

<sup>191</sup> DUBY, Kathedralen, 246.

<sup>192</sup> Kaspar ELM: Studium und Studienwesen der Bettelorden. Die „andere“ Universität? In: DEMANDT (Hg.), Stätten des Geistes, 111-126.

Fakultät einer Universität entstanden. Bettelorden und Universitäten sind im Hoch- und Spätmittelalter als ein spezifisch europäisches Kulturmuster eng verbunden. Es gibt sie beide nur im Bereich der Westkirche – dem damaligen Kulturreaum Europa – und sie haben beide die wissenschaftliche Entwicklung in diesem Kulturreaum nachhaltig beeinflusst.

Die Verbreitung von Universitäten im Raum der Westkirche erfolgte im Verlauf des Hoch- und Spätmittelalters nach Teilregionen keineswegs gleichzeitig sowie in unterschiedlichen Formen des Rückgriffs auf Strukturelemente, wie sie in den drei behandelten Ausgangslandschaften entstanden sind.<sup>193</sup> Besonders früh haben sich in England Universitäten entwickelt. Zwischen England und Nordfrankreich hat es schon im 11. und 12. Jahrhundert sehr enge Kontakte von Gelehrten gegeben. Man könnte in einem weiteren Verständnis die englischen Schulzentren der nordfranzösischen Wissenschaftslandschaft zurechnen. Allerdings sind die Universitäten von Oxford und Cambridge nicht aus Kathedralschulen hervorgegangen. Und sie reichen auch als Wissenschaftszentren nicht so weit zurück wie Chartres oder Laon. Sehr früh sind auch auf der Iberischen Halbinsel Universitäten entstanden – allen voran in Palencia und Salamanca. Hier steht die Initiative des Königs im Vordergrund. Parallel zu der von Friedrich II. zur Ausbildung von Staatsbeamten gegründeten Universität Neapel könnte man in ihnen Anfänge der Nationaluniversitäten sehen.<sup>194</sup> Bei den Universitätsgründungen des Spätmittelalters tritt dieser Typus immer stärker in den Vordergrund. Gegenüber der Internationalität der Frühzeit kommt es dabei zu einer Verschiebung zu stärker territorial begrenzten Einzugsbereichen. Diese jüngeren Fürstenuniversitäten sind dann häufig in Residenzstädten angesiedelt. Aber auch die Universalmaut Papsttum spielt für die Universitätstopographie eine wichtige Rolle. Bedingt durch das Große abendländische Schisma kommt es seit 1378 mehrfach zu Gegengründungen gegen bestehende Universitäten, die der Observanz des anderen Papstes folgen.<sup>195</sup> So füllte sich der europäische Raum mit Universitäten von überregionaler, aber auch bloß regionaler Bedeutung. Es bleibt bei dieser Entwicklung das ganze Mittelalter hindurch in der Verteilung der Universitäten ein deutliches Süd-Nord bzw. West-Ost-Gefälle bestehen. In Italien und in Frankreich gab es weit mehr hohe Schulen als in Mitteleuropa. Die Wurzeln dieses Gefälles reichen wohl bis in karolingische Zeit zurück.<sup>196</sup> Man wird bei der Erklärung dieses Phänomens auch grundsätzliche Besonderheiten in der Topographie von Wissenschaftszentren zu bedenken haben. Sie unterscheiden sich in mancher Hinsicht von politischen und kirchlichen Zentren. Jedenfalls für die Entstehungszeit der europäischen Universitäten lassen sie sich als zentrale Orte durchaus mit Fernhandelsmessen oder mit Wallfahrtorten vergleichen. Der überregionale Einzugsbereich steht gegenüber dem regionalen im Vordergrund. Zu Anselm von Laon, zu Abälard in Paris, zu den großen Doktoren in Bologna pilgerten Studenten aus ganz Europa und zahlten für das dort erworbene Wissen hohe Preise. Die großen Pilgerziele der Wissenschaft behielten oft Jahrhunderte hindurch ihre alte Attraktivität. Man konnte sie nicht ohne weiteres durch neue „heilige Orte“ der Wissenschaft ersetzen. So blieben innerhalb des Raums der Westkirche, der zu einem Wissenschaftsraum Europa zusammenwuchs, noch die alten Wissenschaftslandschaften dominant, in denen die Entwicklung begonnen hatte.

Spezifische Strukturen, die sich im Raum der Papstkirche entwickelt haben, sind als der historische Kontext zu sehen, in dem die europäische Universität entstanden ist. Jürgen Miethke hat 1986 formuliert: „Jedenfalls war das Gebilde ‚Universität‘, das sich im Laufe des

<sup>193</sup> Die verschiedenen Entwicklungsphasen im Kartenbild wiedergegeben bei VERGER, Grundlagen, in: RÜEGG (Hg.), Geschichte, 72-78.

<sup>194</sup> VERGER, Grundlagen, 63; LE GOFF, Die Intellektuellen, 148, 154.

<sup>195</sup> VERGER, Entstehung, 66.

<sup>196</sup> Johannes FRIED: Der Weg in die Geschichte. Propyläen Geschichte Deutschland 1, Berlin 1994. 830.

12. Jahrhunderts herauskristallisierte, eine originäre Neuschöpfung des Mittelalters. Es ist heute weithin umstritten, dass diese Bildungsinstitution in ihrer eigenartigen Kombination von wissenschaftlicher Lehre, korporativer Autonomie und anstaltlicher Institutionalisierung sich von allen Formen und Einrichtungen höheren Unterrichts unterscheidet, die anderswo und zu anderen Zeiten außerhalb der damals begründeten Tradition entstanden sind.<sup>197</sup> Zu Recht wird in dieser generellen Aussage über die mittelalterliche Universität, die wohl bis heute Geltung beanspruchen darf, die wissenschaftliche Lehre vor der korporativen Autonomie als Charakteristikum der neuen Bildungsinstitution genannt. Die hier unternommene Analyse früher Wissenschaftslandschaften hat gezeigt, dass die erstere der letzteren stets vorausgegangen ist. Wissenschaftszentren entstehen nicht durch bestimmte Organisationsformen. Die zeitliche Abfolge bzw. der kausale Zusammenhang ist stets umgekehrt. So erscheint es problematisch, die Entstehung von Universitäten mit dem Zusammenschluss zu korporativen Verbänden und deren Privilegierung anzusetzen.<sup>198</sup> Der wissenschaftlichen Entwicklung – insbesondere dem tiefgreifenden Rationalisierungsschub, der von der Scholastik ausging<sup>199</sup> – kommt vor der organisatorischen Entwicklung die Priorität zu. Die Kombination beider wurde dann allerdings für die europäische Universität konstitutiv. Ohne Autonomie konnte sich die Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden nicht wissenschaftlich selbstständig weiterentwickeln. Der korporative Charakter der mittelalterlichen Universität ordnet sie in eine spezifisch europäische Sonderentwicklung ein. Es wurde darauf hingewiesen, dass es sich bei den Universitäten um ein charakteristisches Phänomen des im Hochmittelalter aufblühenden Städtewesens handelt – häufig in Parallel zu der damals einsetzenden kommunalen Bewegung. Innerhalb der Stadt, aber vielfach im Gegensatz zur städtischen Kommune, begründeten die auswärtigen Scholaren bzw. Magister oder beide zusammen ihre Korporationen. Ihrer inneren Verfasstheit nach sind die Universitäten eine typische Erscheinungsform des Kommunalismus: genossenschaftlicher Zusammenschluss, selbstgewählte Organe, autonome Selbstverwaltung.<sup>200</sup> Dieser Kommunalismus ist ein auf die mittelalterliche Westkirche beschränktes Phänomen.<sup>201</sup> Er hat kein Gegenstück im Byzantinischen Reich oder in den Ländern des islamischen Raums. Deswegen fehlt er dort auch in den Bildungsinstitutionen. Die Madrasa ist ein Gebäude, kein Personenverband, schon gar nicht ein sich selbst verwaltender. In seiner vergleichenden Studie über Madrasa und Universität hat George Makdisi darauf aufmerksam gemacht, dass ein Muslim in einem anderen muslimischen Land nie ein Fremder sein konnte.<sup>202</sup> Für einen Zusammenschluss der auswärtigen Scholaren gegenüber den Stadtbürgern zu „universitates“ bzw. „naciones“ fehlte im islamischen Raum jede gesellschaftliche Grundlage. Die Madrasa bildete keine Korporation und sie stellte dementsprechend keine juridische Person dar – ein rechtliches Konzept, das der Islam nicht kannte.<sup>203</sup> Für die europäische Universität war der

<sup>197</sup> MIETHKE, Kirche, 285; BORGOLTE, Christen, 555.

<sup>198</sup> So etwa auch in der neueren Überblicksdarstellung Wolfgang E. J. WEBER, Geschichte der europäischen Universitäten, Stuttgart 2002, 16-21.

<sup>199</sup> Rolf SCHÖNBERGER, Scholastik. In: Lexikon des Mittelalters 7, Stuttgart 1999, Sp. 1521-1526.

<sup>200</sup> Exemplarisch dafür etwa das Modell der Bologneser Juristen-Universitates bei STEFFEN, Bologna, 92-97, vor allem die hier gebotene graphische Darstellung.

<sup>201</sup> Peter BLICKLE: Der Kommunalismus als Gestaltungsprinzip zwischen Mittelalter und Moderne. In: Nikolai BERNARD/ Quirinus REICHEN (Hg.): Gesellschaft und Gesellschaften, Festschrift für Ulrich im Hof, Bern 1982, 95-113; BORGOLTE, Christen, 579; MITTERAUER, Warum Europa?, 284-7.

<sup>202</sup> George MAKDISI: Madrasa and University in the Middle Ages. In: Studia Islamica 32 (1970), 257. Zu Unterschieden zwischen Madrasa und Universität allgemein auch Toby E. HUFF: Islam, China; and the West, 2.A Cambridge 2003, 147-160. Zur Diskussion um George Makdisis Thesen über die Beeinflussung der europäischen Universität des Mittelalters durch die Madrasa: Tim GEELHAAR: Stiftungszweck Bildung? Die mittelalterlichen Pariser Universitätskollegien im interkulturellen Vergleich mit der islamischen Madrasa. In: Jonas FLÖTER/Christian RITZI (Hg.), Bildungsmäzenatentum, Köln-Weimar-Wien 2007, 41-72.

<sup>203</sup> MAKDISI, Madrasa, 264; HUFF, The Rise, 133.

korporative Charakter wichtig. Insgesamt hat der Kommunalismus im Raum der Westkirche – unmittelbar und vermittelt – die innere Ordnung der Universität beeinflusst.

Jenö Szücs hat in seiner Studie „Die drei historischen Regionen Europas“ die spezifisch europäische Entwicklungsdynamik aus Prozessen erklärt, die er „produktive Separationen“ bzw. „produktive Trennungen“ nennt.<sup>204</sup> Dieses Konzept ist auch zum Verständnis der europäischen Universitätsgeschichte hilfreich. Als die wichtigste dieser „produktiven Trennungen“ sieht er die zwischen geistlicher und weltlicher Sphäre an, „ohne die weder die zukünftigen ‚Freiheiten‘ und die grundsätzliche Emanzipation der ‚Gesellschaft‘ noch die späteren Nationalstaaten, die Renaissance und die Reformation vorstellbar sind.“ Mit dem Investiturstreit und der an ihn anschließenden Ausformung der Papstkirche erreicht sie einen ersten Höhepunkt. In der Auseinandersetzung zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt hat der Kommunalismus starke Impulse gewonnen, und mit ihm die „universitas“ als soziale Organisationsform. Im 13. Jahrhundert nennt Alexander von Roes neben „sacerdotium“ und „regnum“ das „studium“ als dritten Grundpfeiler der christlichen Gesellschaft.<sup>205</sup> Der Prozess der „produktiven Trennungen“ ist nun weiter fortgeschritten. Die Wissenschaft und ihre Lehre hat sich emanzipiert. Wie gerade auch die sozialräumliche Analyse der frühen Wissenschaftslandschaften zeigt, gewinnen die großen Schulen in Südalien, Oberitalien und Nordfrankreich ihre internationale Bedeutung aus eigener Kraft - nicht aus kirchlicher oder weltlicher Autorität, sondern häufig gegen diese<sup>206</sup> Die Eigenständigkeit des Studiums als dritte Säule abendländischer Gesellschaftsordnung, die Alexander von Roes so betont, ist keineswegs bloß akademische Spekulation eines Gelehrten. Auf den Konzilien des Spätmittelalters sitzen nicht nur viele akademisch gebildete Persönlichkeiten zusammen, sondern – neben kirchlichen Hierarchen und Repräsentanten von Fürsten - auch offizielle Vertreter der Universitäten. Sie sind mit dabei, wenn es um die großen Probleme der westlichen Christenheit geht. In der Bewegung des Konziliarismus, den man als Kommunalismus im Rahmen der Papstkirche verstehen kann, sind sie tonangebend. Das Studium ist zur Großmacht geworden. Nirgendwo sonst haben Institutionen der Gelehrsamkeit damals einen solchen gesellschaftlichen Einfluss erreicht – nicht in Byzanz und nicht in den islamischen Reichen. Wo sich „regnum“ und „sacerdotium“ – wenn überhaupt vorhanden – nicht auseinanderentwickelt haben, dort konnte sich das „studium“ nicht als ein selbständiger dritter Gesellschaftsbereich etablieren.

Man darf das Konzept der „produktiven Trennungen“ – auf die Universitätsgeschichte bezogen – zu einem Konzept der „produktiven Spannungsfelder“ ausweiten. Überall, wo im Bereich der Wissenschaft und ihrer Lehre Unterschiede zugelassen wurden, dort kam es zu dynamischen Entwicklungen. Das zeigt sich sehr deutlich im islamischen Raum an der Blüte der Wissenschaft im Abbasidenreich nach der Rezeption hellenistischer Wissenschaftstraditionen. Das zeigt sich ebenso im Westen seit den Übersetzungsarbeiten des Hochmittelalters. Die Konfrontation mit der Antike zwang zur Auseinandersetzung. Das wichtigste Spannungsfeld war dabei das zwischen Offenbarung und Vernunft. Jede Offenbarungsreligion hatte sich diesem Konfliktpotential zu stellen. Die Begegnung mit der griechischen Philosophie machte die Auseinandersetzung unumgänglich. In der islamischen Welt schalteten die Vertreter der Orthodoxie die rationalistische Richtung sukzessive aus. Die Madrasa war gerade nicht der Ort, an dem solche Gegensätze fruchtbar gemacht worden wären. Im Gegenteil – sie machte sich die Durchsetzung der Rechtgläubigkeit zum Ziel. Und mit dieser Zielsetzung konnte es weder zu einer neuen Auseinandersetzung mit der Antike – vergleichbar den verschiedenen „Renaissances“ im Westen – noch mit der sich weiter

<sup>204</sup> Frankfurt a. M. 1994, 20, 26.

<sup>205</sup> Jacques VERGER, Studium. In: Lexikon des Mittelalters 8, Stuttgart 1999, Sp. 255; Classen, Studium, 195.

<sup>206</sup> Vgl. dazu auch PEDERSEN, First universities, 133; LE GOFF, Die Intellektuellen, 74.

entwickelnden europäischen Wissenschaft kommen. Aus religiösen Gründen waren die Grenzen für einen solchen Transfer auf lange geschlossen.<sup>207</sup> Auch im Westen eröffnete die Rezeption der Antike vielfältige Spannungsfelder. Auch in der westlichen Christenheit stand auf dieser Basis das Verhältnis von Offenbarung und Vernunft zur Diskussion. Die Scholastik hat versucht, solche Spannungsfelder fruchtbar zu machen – und nicht nur im Bereich von Theologie und Philosophie.<sup>208</sup> Der Titel von Gratians Kirchenrechtssammlung „concordantia discordantium canonum“ ist gleichsam das Leitmotiv der hochmittelalterlichen Wissenschaftsentwicklung.<sup>209</sup> Spannungsverhältnisse fruchtbar zu machen, war von den Anfängen her ein essentielles Moment europäisches Universitätsgeschichte. In veränderte Zeiten übersetzt behält es wohl seine Gültigkeit.

---

<sup>207</sup> Religiöse Gründe haben dann auch im ausgehenden Mittelalter eine Übernahme des Buchdrucks mit beweglichen Lettern im islamischen Raum verhindert – ein Faktor, der die Unterschiede der Wissenschaftsentwicklung in den beiden Räumen verstärkte. Vgl. dazu MITTERAUER, Warum Europa? 238 f., 258 f. sowie DERSELBE: Schreibrohr und Druckerresse. Transferprobleme einer Kommunikationstechnologie. In: Festschrift für Alfred Kohler (im Druck).

<sup>208</sup> Zu den „scholastischen Wissenschaften“ im Hochmittelalter Johannes FRIED: Vom Nutzen der Rhetorik und Dialektik für das Leben. In: DERSELBE (Hg.): Dialektik und Rhetorik im frühen und hohen Mittelalter. Rezeption, Überlieferung und gesellschaftliche Wirkung antiker Gelehrsamkeit vornehmlich im 9. und 12. Jahrhundert (Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 27), München 1997, XII.

<sup>209</sup> Isnard Wilhelm FRANK: Kirchengeschichte des Mittelalters, Düsseldorf 1984, 133.